D 20930 E

links

Sozialistische Zeitung

Offenbach/Main Nr. 123
Juni '80 DM 2,–
12. Jahrgang

Kommt zum "Großen Ratschlag"
27.-29. Juni 1980

Weitere Diskussionsmaterialien zum "Großen Ratschlag"

links

Lokale Gruppen und Kontaktadressen des SB

Augsburg: Arbeitskreis SB, Vorderer Lech 45, 8900 Augsburg
Bad Schussenried: SB-Initiativgruppe, c/o Angela Kresinsky, 7951 Ingoldingen-Hinterweiler
Bamberg: SB Bamberg c/o Buchladen Colibri, Kapuzinerstr. 30, 8600 Bamberg, Tel. 0951/28825
Berlin: SB-Berlin, c/o Lehrerzentrum, Hermannstr. 225 II. Hof, 1000 Berlin 44, Tel. 030/6236096
Bielefeld: SB-Bielefeld, c/o Buchladen Eulenspiegel, Niederwall 46, 4800 Bielefeld 1, Tel. 0521/175049
Bochum: Dieter Schweitzer, Hustadtring 41, 4630 Bochum, Tel. 0234/701656
Bonn: Hans-Hermann Nieters, Moselweg 38, 5300 Bonn 1, Tel. 02221/235602
Bremen: Joachim Kahlert, Fleetrade 70, 28 Bremen 1
Darmstadt: Barbara Meyer, Herderstr. 17, 61 Darmstadt, Tel.: 06151/662403
Dortmund: SB-Gruppe, c/o Bücherstube, Gr. Heimstr. 62, 4600 Dortmund 1, Tel. 0231/103306
Duisburg/Mülheim: SB-AG, c/o Wohngemeinschaft Düsseldorferstr. 128, 4330 Mülheim, Tel. 0208/481229
Elmshorn: Plata/Jockel, Ollnsstr. 149, 2200 Elsmhorn, Tel. 04121/94428
Erlangen: Sozialistisches Zentrum, Hindenburgstr. 17, 8520 Erlangen
Essen: Karl-Heinz Klein, Meybuschhof 52, 43 Essen 12, Tel.: 0201/306873
Esslingen: SB Esslingen, c/o Bert Heim, Berlinerstr. 12, 73 Esslingen, Tel. 0711/3512327
Frankfurt: SB Frankfurt, Kl. Hochstr. 5, 6000 Frankfurt 1, Tel. 0611/285281
Freiburg: Roland Baum, Moltkestr. 32, 7800 Freiburg
Fulda: SB-Gruppe, c/o Otto Hotzel, Postfach 1542, 6400 Fulda 1
Gelsenkirchen: Willi Scherer, Overwegstr. 16, 4650 Gelsenkirchen, Tel. 02322/23806
Gießen: Kurt Walker, Alicenstr. 26, 6300 Gießen
Göttingen: Karl-Heinz Fränk, Albrecht Thaer Weg 8, 3400 Göttingen, Tel. 0551/36416
Hamburg: ISZ Hamburg, Altonaerstr. 28, 2000 Hamburg 6, Tel. 040/433289
Hannover: SB Hannover, c/o Offizin Druckerei, Stiftstr. 11, 3000 Hannover 1, Tel. 0511/17622
Heidelberg: ISZ, c/o Lehrerzentrum, Sophienstr. 7 a, 6900 Heidelberg, Tel. 06221/29775
Hildesheim: Ulrich Räbiger, Orleansstr. 4, 32 Hildesheim
Hunsrück/Pfalz: Willi Michel, Wolfsangel 42, 6750 Kaiserslautern
Karlsruhe: Manfred Rzepka, 7517 Waldbronn-Reichenbach, Schwarzwald-Apotheke
Kassel: Ulrich Restat, Kirchweg 68, 3500 Kassel, Tel. 0561/18629
Kiel: SB Kiel, Königsweg 29, 2300 Kiel, Tel. 0431/16341
Köln: Sozialistisches Büro Köln, Jülicher Str. 22, 5 Köln 1, Tel.: 0221/237199
Konstanz: Birgit Arnold, In der Abtswiese 22, 7752 Reichenau, Tel. 07534/7133
Kempten: Peter Heyer, Hirnbeinstr. 3, 8960 Kempten
Lübeck: Initiativgruppe SB, c/o Bernd Möller, Krempelsdorfer Allee 57, 2400 Lübeck
Mannheim: ISZ c/o Dritte Welt Laden, C 3, 19, 68 Mannheim 1
Marburg: Dieter Höhne, An der Schanze 7, 3550 Marburg 1, Tel. 06421/42334
München: SZ München, Heßstr. 80, 8000 München 40, Tel. 089/524996
Münster: SB Münster, c/o Jürgen Rose, Mecklenbeckerstr. 449, 4400 Münster
Nürnberg/Nordbayern: SB Nürnberg/Sozialistisches Zentrum, Dallinger Str. 16, 8500 Nürnberg
Osnabrück: Sozialistisches Büro Osnabrück, 4500 Osnabrück, c/o Autonomie-Buchladen, Martinstr. 101, 45 Osnabrück
Reutlingen: Eberhard Wolz, Im Wengle 4 I, 7411 Reutlingen-Betzingen
Saarbrücken: Werner Schmitt, Blumenstr. 24, 6600 Saarbrücken
Siegerland: Buchhandlung Bücherkiste, Weidenauerstr. 224, 5900 Siegen 21, Tel. 0271/45135
Schweinfurt/Unterfranken: Buchladen am Fischerrain, Am Fischerrain 32, 8720 Schweinfurt, Tel. 09721/22763
Schwetzingen/Oftersheim/Plankstadt: Hilmar Hoppe, Richard Wagner Str. 5, 6830 Schwetzingen, Tel. 06202/5334
Stuttgart/Ludwigsburg: Sozialistisches Regionalbüro, Neckarstr. 178, 7000 Stuttgart 1, Tel. 0711/264345
Tübingen: Sozialistisches Zentrum, Münzgasse 13, 1. Stock, 7400 Tübingen
Ulm: Klaus Grössler, Unterer Hasenkopfweg 27, 7900 Ulm, Tel. 0731/52940
Wiesbaden/Mainz: Wolf-Günter Gerlach, Gneisenaustr. 15, 6200 Wiesbaden
Wolfburg/Gifhorn/Braunschweig: Angela Praetorius, Gertrudenstr. 3, 3300 Braunschweig
Würzburg: SB-Gruppe, Leutfresserweg 11, 8700 Würzburg, Tel. 0931/77223
Wuppertal: Gisela von Wickede, Moltkestr. 30, 56 Wuppertal 1, Tel.: 0202/312618"

Soweit Interessenten in Orten wohnen, die hier nicht angegeben sind, wenden sie sich bitte an die Kontaktadresse der am nächsten gelegenen lokalen Gruppe oder auch an das Sozialistisches Büro, Ludwigstr. 33 I, Postfach 591, 6050 Offenbach 4, Tel. 0611/82006.

In dieser Nummer:

In dieser Nummer befassen wir uns – sozusagen als Nachtrag zur vorausgegangenen Sondernummer – mit Themenstellungen des "Großen Ratschlag". Oskar Negt spricht in seinem Beitrag Probleme politischer Organisierung an. Zum Schwerpunkt "Subjektivität" gehört das Gespräch mit Goldy Parin-Matthèy über "Psychoanalyse, Frauenrolle und Weiblichkeit", der Beitrag über Erich Fromm und der Erfahrungsbericht von Ellen Diederich.

Materialien zum "Großen Ratschlag"

☐ **"links"-Sondernummer, 64 Seiten, illustriert, DM 5,--**
ab 10 Stück gibt es 20% Rabatt

☐ **Plakat (DIN A 1, zweifärbig) (s. Rückseite)**
1 Stück DM 3,--; ab 10 Stück DM 2,-- pro Plakat

☐ **Button aus Kunststoff mit Sicherheitsnadel (50 mm)**
1 Stück DM 2,-- (Solidaritätspreis); ab 10 Stück DM 1,-- pro Button

☐ **Autoaufkleber (100 mm)**
1 Stück DM 2,-- (Solidaritätspreis); ab 10 Stück DM 1,-- pro Aufkleber

☐ **Programmheft (Thesenpapiere zu den Arbeitsgruppen, Programm, organisatorische Hinweise, Adressen etc.) 1 Exemplar DM 2,--**

☐ **"links"-Extrablatt mit Aufruf und Einladung zum "Großen Ratschlag" zum Verteilen (6 DIN A 4-Seiten); 100 Stück DM 8,--**

Bezug nur gegen Vorauszahlung (Briefmarken/Scheck) oder Überweisung auf Postscheckkonto Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro Frankfurt 2956 80-605) – portofreie Zusendung.

Bestellschein

(bitte gut leserlich schreiben)

An den Verlag 2000 GmbH, 6050 Offenbach 4, Postfach 591

Ich abonniere ab 1.1.1980 "links" sozialistische Zeitung

Bezugspreis für 1980 DM 28,– (einschl. Versandkosten)
Das Abonnement läuft weiter, wenn es nicht bis zum 30. November zum Jahresende gekündigt wird.

Vor- und Zuname: _____

Postleitzahl und Wohnort: _____

Straße: _____

Datum: _____

Unterschrift

Demonstration in Bremen Seite 9

Gespräch mit Oskar Negt Seite 12

In einem Gespräch versucht Oskar Negt einige aktuelle Probleme zu thematisieren, die sich auf Organisationsform, Bewegung und die Haltung des Einzelnen zur politischen Arbeit beziehen. Dabei hält er vor allem das politische Prinzip des SB, nämlich nach Interessen und nicht nach Köpfen zu organisieren trotz politischer Krise für nicht überholt. Er kritisiert das hektische, auf Kurzlebigkeit bezogene Verhalten und beklagt die Theorielosigkeit im SB. Zuletzt bemüht Negt die wiederherzustellende Dialektik von Organisation und Einzelnen als politikbefähigendes Moment von Belastung und Entlastung.

Psychoanalyse, Frauenrolle und Weiblichkeit Seite 19

In einem Gespräch mit der Ethnopsychologin und Psychoanalytikerin Goldy Parin-Matthèy über Frauenrolle und Weiblichkeit verständigen sich die Frauen über den schwierigen Prozeß weiblicher Selbstfindung. Dabei wird neben dem bereits diskutierten Männer-Frauen-Verhältnis vor allem die problematische Beziehung von Mütter und Töchter in der Herstellung weiblicher Identität thematisiert. Die dabei getroffene Diskussionsebene ist eine Mischung aus psychoanalytischer Kenntnis und individueller Erfahrung als Frau und mit Frauen.

Kuba – Eindrücke von einer Reise Seite 28

Das kubanische Engagement in Afrika der letzten Jahre, die Umwälzung in Nicaragua und die Auseinandersetzungen in ganz Mittelamerika haben die Rolle Kubas auf Äußeres scheinbar beschränkt. Die innere Entwicklung des Landes trat erst wieder durch die Fluchtbewegung von Kubanern in die USA in den Vordergrund. Wie sieht es in Kuba aus? Ein Reisebericht bemüht sich auf Grundlage von Alltagseindrücken Wahrnehmungen zu vermitteln.

Inhaltsverzeichnis

Kurzberichte/Kommentare u.a.

Micha Brumlik: Hebron und kein Ende

Wolfgang Völker/ Elke Schmid: Krieg dem Krieg – Demonstration in Bremen

Albert Flachmann: Randbemerkungen zur Demonstration 4

Joachim Hirsch: Wahlen in Nordrhein-Westfalen 10

Norbert Saßmannshausen/ Birgit Schulte/ Matthias Möller: 1. Sozialistische Konferenz 11

"Großer Ratschlag"

Roland Roth/Oskar Negt: Das Sozialistische Büro – Ein Gespräch 12

Micha Brumlik: Radikaler Humanismus und Ideologie – zu Erich Fromm 15

Anke Schulz/ Dagmar Scholz/ Sophinette Becker: Psychoanalyse, Frauenrolle und Weiblichkeit – Ein Gespräch mit Goldy Parin-Matthèy 19

Ellen Diederich: Als Frau in linken Organisationen 26

Ludi Ludovico: Kuba – 21 Jahre danach Eindrücke von einer Reise 28

Peter Möbius: Freiheit der Theaterarbeit 30

Marsch zur Entmilitarisierung

Auch im Sommer 1980 wird wieder ein internationaler gewaltloser Marsch für Entmilitarisierung (insgesamt der 5.) durchgeführt. Aus den Erfahrungen der vorangegangenen Märsche soll dieses Jahr ein bewegliches Zeltlager stattfinden, das an ca. fünf Orten für einige Tage Halt macht. Ausgehend von Frankreich über Italien, Jugoslawien nach Rumänien sollen Aktionen und Veranstaltungen mit folgenden Forderungen stattfinden:

- für einseitige Abrüstung in jedem Land
- für die Abschaffung aller Militärbündnisse, insbesondere der NATO und der WVO (Warschauer Vertrags-Organisation)
- für die Abschaffung der militärischen Verteidigung und militarisierter Gesellschaftsstrukturen und für soziale Verteidigung.

Diese Forderungen sind eingebettet in eine Kampagne gegen die Ausbeutung der Rohstoffe und die Militarisierung der Dritten Welt durch die Industrieländer. Speziell zu den Themen Waffenproduktion und -export, Rüstungskonversion, Militarisierung des Lebens und Imperialismus sollen auch theoretische Grundlagen aufgearbeitet werden.

Der **1. internationale Marsch** wurde von Metz nach Verdun 1976 durchgeführt. Dieses Gebiet war und ist heute noch mit den Folgen des 1. Weltkriegs konfrontiert.

Die Initiative wurde von Personen aus verschiedenen internationalen Organisationen ergriffen. Darunter befanden sich die War Resisters' International, der Internationale Versöhnungsbund, Internationaler Kollektiver Widerstand (Totalverweigerer) und die Partido Radicale.

Das Ziel des Marsches war die Schaffung von Öffentlichkeit, die Bewußtmachung des Militarismus als Problem und die Aufforderung zum Handeln.

Ca. 1.000 Teilnehmer aus 15 Ländern mit unterstützender Hilfe von bekannten Persönlichkeiten aus Frankreich und Italien vertraten die Forderungen nach Entmilitarisierung in allen gesellschaftlichen Bereichen, für Soziale Verteidigung, gegen die Nutzung der Atomenergie, sowie für ein uneingeschränktes Recht auf Kriegsdienstverweigerung.

Täglich wurden nur ca. 15 bis 20 km zurückgelegt, um intensivere Kontakte und Gespräche mit der Bevölkerung in den verschiedenen Dörfern am Rande des Marsches zu ermöglichen. Das Interesse der Bevölkerung wurde auch deshalb geweckt, weil diese Aktionsform für viele neu und außergewöhnlich war.

Der 2. Marsch 1977 von Haguenau über Landau nach Lauterbourg sollte offensiver sein und hatte zum Ziel, durch direkte und provozierende Aktionen Öffentlichkeit zu schaffen.

Die ca. 500 Teilnehmer aus 12 Ländern richteten sich diesmal vor allem mit Forderungen an die Öffentlichkeit, die an den Erfahrungen der Bevölkerung (z.B. mit der Stationierung von Plutonraketen) ansetzten. Störversuche bei einer Militärparade, die Blockade eines Kaserneneingangs sowie die Verweigerung der Grenzformalitäten beim Grenzübertritt sollten Betroffenheit bei der Bevölkerung schaffen.

Der 3. Marsch 1978 entsprang der Bitte katalonischer Kriegsdienstverweigerer, sie durch einen Informationsmarsch zu unterstützen. Die politische Situation in Spanien (Verfolgung und Inhaftierung von Antimilitaristen) behinderte jedoch eine erfolgreiche Durchführung dieses Marsches. 80 bis 100 Personen trafen sich dennoch in Südfrankreich und bildeten für die Durchführung von Aktionen kleinere autonome Bezugsgruppen. Einige gingen nach Katalonien, andere blieben an der spanischen Grenze, um über die politische Situation in Spanien (Kriegsdienstverweigerung/ NATO-Beitritt) durch Flugblätter, Straßentheater und Grenzaktionen zu informieren.

Gerade diese Aktion zeigte aber deutlich Probleme auf, die schon bei den ersten beiden Märschen erkennbar gewesen waren: Olaf Paulsen, Mitglied der Koordinierungsgruppe der ersten drei Märsche, charakterisierte sie folgendermaßen: "Wir haben versucht, als internationale Gruppe direkt auf militärische Einrichtungen zu reagieren. Dies geschah jedoch zum größten Teil als spontane Sache, die von einigen wenigen Eingeweihten angeleiert wurde. Daraus ergab sich zwangsläufig, daß kaum jemand der Teilnehmer wußte, wie er sich verhalten sollte. Die Aktion war nicht gemeinsam von den Teilnehmern geplant und durchgeführt worden, konnte also auch nicht gemeinsam getragen werden. Die Sprachprobleme konnten nicht endgültig gelöst werden, die (erst später gebildeten; W.B.) Sprachgruppen waren jedoch ein positiver Ansatz."

Ca. 300 Antimilitaristen aus 10 Ländern nahmen im Juli/August 1979 an dem **4. Marsch** teil, der in Form einer **Abrüstungsfahrt Brüssel-Warschau** durchgeführt werden sollte. Sie richteten sich mit den Forderungen nach einseitiger Abrüstung, Auflösung der Militärbündnisse und Rüstungskonversion an die Öffentlichkeit in Belgien, Holland, der BRD und Polen. Organisiert wurde die Abrüstungsfahrt von einem internationalen Koordinationsgremium und den nationalen Koordinationen, in denen Vertreter nationaler Friedensorganisationen mitarbeiteten. In der Öffentlichkeitsarbeit und bei Petitionen konnte die Koordination auf die Unterstützung von Persönlichkeiten wie z.B. Helmut Gollwitzer, Ossip. K. Flechtheim, Ulrich Albrecht, Ekkehard Krippendorff, Theodor Ebert, Petra Kelly, Roland Vogt etc. verweisen.

Neben den üblichen Aktionsformen wie Flugblattverteilen (viersprachig), Demonstrationen und Reden erzielten vor allem folgende Aktionen Aufmerksamkeit: ein Spontantheater vor der Waffenfabrik FN Herstal bei Lüttich (B) sowie in Köln, wo die Teilnehmer auf dem Domplatz spontan tanzend das bekannte Symbol der Atomwaffengegner bildeten, während ein Folkloresänger auf dem Podium sang.

Nicht zuletzt fand die Abrüstungsfahrt durch die internationalen Massenmedien deshalb Beachtung, weil auch in der DDR und der VR Polen demonstriert werden sollte und weil es Probleme mit der Einreise in diese Länder gab. Die sich für uneingeschränkte Demonstrations- und Redefreiheit einsetzenden Antimilitaristen wollten auch in Berlin Ost/DDR und Warschau, im Gebiet der Warschauer Vertragsorganisation (WVO), für die sofortige einseitige Abrüstung der NATO und der WVO demonstrieren, da sie jede Armee als potentielle Gefahr für den Frieden betrachten.

Die bereits benannten organisatorischen Probleme wurden bei diesem Marsch nur teilweise gelöst, andere kamen hinzu.

So trat ein Spannungsverhältnis zwischen dem Ziel, öffentlichkeitswirksam zu handeln, und der basisdemokratischen Entscheidungsstruktur des Marsches zu Tage. Einerseits gab es vorgegebene Zeit- und Sachzwänge (z.B. Fahrzeiten), bei der Polizei angemeldete Demonstrationen und vorgeplantes Essen, andererseits gab es die Diskussionen in den Vollversammlungen der Teilnehmer, deren Dauer schwer einzugrenzen war. Teilweise war ein außerordentliches Maß an Selbstdisziplin nötig, um über Beiträge in vier Sprachen, die jeweils übersetzt werden mußten, zu Entscheidungen zu kommen. Ermüdungserscheinungen führten dazu, daß manchmal Entscheidungen doch von wenigen "Unermüdlichen" getroffen wurden. Der Zeitplan, der die Ankunft bei der nächsten Station bestimmte, wurde oft nicht eingehalten. Nur die Fähigkeit der meisten Teilnehmer zu improvisieren und spontane Aktionen durchzuführen, verhinderte ein vollständiges Chaos.

Hinzu kam, daß die BRD mit nur sechs ständigen Fahrtteilnehmern erheblich unterrepräsentiert war, obwohl sie das hauptsächliche Demonstrationsland war. Neben der Tatsache, daß gerade Ferien herrschten und neben der Unerfahrenheit der Koordinatoren, dürfte dies vor allem auf die mangelnde Mobilisierung durch die traditionellen Organisationen und Gruppen der Friedensbewegung zurückzuführen sein, die um ihre "diplomatischen Kontakte" zu osteuropäischen Friedenskomitees fürchteten oder gegen Forderungen nach einseitger Abrüstung sind. In den Gruppen der undogmatischen Linken war – wie es die "taz" richtig sah – der Antimilitarismus zumindest damals noch kein Thema: Angesichts der Kriegsübungen bei den Herbstmanövern wurde gefragt: "Und was machen wir? Wir machen weiter, wo wir sind ... In der neuen Linken schafft es nur der Hinweis auf die anarchistische Tradition der Gewaltfreiheit, eine Debatte über den Antikriegstag überhaupt zuzulassen. Sollte die Linke wirklich erst dadurch sensibel werden, daß bei Manövern Sträucher umgeknickt werden ..."

Trotz der organisatorischen Probleme (Sprachprobleme, Entscheidungsstrukturen) wurde jedoch eine Fortsetzung der in der Tradition der Märsche stehenden internationalen Aktionen als sinnvoll angesehen. Durch das diesjährige bewegliche Zeltlager, welches jeweils einige Tage an einem Ort halt macht, ist die Gelegenheit geschaffen, in stärkerem Maße miteinander zu diskutieren und die Aktionen besser vorzubereiten. Internationale persönliche Kontakte, gemeinsame direkte gewaltfreie Aktionen, militanter gewaltfreier Antimilitarismus, verbunden mit den Forderungen nach einseitiger Abrüstung etc., wurden positiv gewertet. In Zukunft soll jedoch das Verhältnis von Antimilitarismus und Ökologieproblematik stärker in den Vordergrund der internationalen Aktionen gerückt werden.

Der **5. internationale Marsch** im Sommer dieses Jahres soll hier erste Ansätze erbringen.

Deutsche Koordination des 5. Marsches:
GRASWURZELWERKSTATT,
c/o Helga & Wolfgang Weber-Zucht,
Steinbruchweg 14, 3500 Kassel-Bettenhausen, Tel. 0561-519553.

WOLFGANG BEYER

"Der Götze wackelt?

Unter diesem Motto findet vom 13. - 15. Juni in Osnabrück eine Versammlung von "Christen gegen Atomenergie und Atomrüstung" statt. Der Versammlung kommt eine relativ große Bedeutung zu, weil sie der erste bundesweite Versuch ist, die kirchliche Linke zu vereinen, die sich in den letzten Jahren im wesentlichen an zwei zentralen gesellschaftlichen Konfliktpunkten engagiert hat: in der christlichen Friedensbewegung und in der Bewegung "Christen gegen AKWs" – zwei Bewegungen, die sich bisher leider – getragen von bestimmten politischen Optionen – isoliert voneinander engagiert haben.

Daß beide Bewegungen von ihrem Gegenstand her zusammengehören, liegt relativ klar auf der Hand und ließ sich auch im vorläufigen Aufruf zur Versammlung eindeutig formulieren:

"Der Götze Atomtechnik muß vom Sockel, wenn die Menschheit sich nicht selbst aufgeben will. Atomkraftwerke und Atomwaffen tragen ein Strahlen- und Zerstörungspotential in sich, das alles Leben vernichten kann. Atomkraftwerke sind niemals sicher – Atomwaffen sind todsicher! Darum bedeutet beides, sowohl der Bau von Atomkraftwerken wie die Stationierung von Atomwaffen, eine Kriegserklärung an die eigene Bevölkerung, an die heute Lebenden und an die kommenden Generationen: irreversible Schäden an Menschen und Umwelt schon im sog. Normalbetrieb, geheime Evakuierungs- und Einschließungspläne für den sog. Störfall, zynisch einkalkulierte Menschenopfer, Aufmarsch der bewaffneten Macht des Staates gegen die eigene Bevölkerung bei Widerstand, Überwachungsstaat und Absterben der Demokratie."

In der Praxis der Bewegungen ist die Sache jedoch ein wenig schwieriger: Wie allgemein in der Anti-AKW-Bewegung (wo erst im letzten Herbst ein gemeinsames Seminar von BBU und DFG/VK stattfand), so kommt auch in der kirchlich-christlichen Anti-AKW-Bewegung erst allmählich zu Bewußtsein, daß der Kampf gegen die Atomtechnologie auch ein expliziter Kampf gegen die Stationierung von Atomwaffen sein muß und damit der Anti-AKW-Bewegung auch das Thema "Frieden/Abrüstung" gestellt ist. Der bisherigen gewissen Einäugigkeit der Anti-AKW-Bewegung korrespondiert eine gewisse Blauäugigkeit der traditionellen christlichen Friedensbewegung, für die die Frage der sog. friedlichen Nutzung der Atomkraft kein prinzipielles Problem ist, sondern nur eine Variante der allgemeinen Eigentums- und Herrschaftsproblematik im Kapitalismus, die also höchstens gegen das **Bonner** Atomprogramm, nicht aber gegen **das** Atomprogramm kämpfen würde. Hier bricht also eine weite politisch-strategische Kluft auf, die ihren Knackpunkt in der Einschätzung des realen Sozialismus hat.

Daß trotzdem die Osnabrücker Versammlung von beiden Bewegungen getragen wird, spricht für die Bereitschaft beider, miteinander in einen produktiven Austausch zu treten. Geschuldet ist die Bereitschaft sicher auch einem Bewußtsein von der Marginalität beider Gruppen im volkskirchlichen Ganzen und vom gemeinsamen historischen Anknüpfungspunkt.

Innerkirchliche Opposition

Dieser gemeinsame Anknüpfungspunkt der christlichen Friedens- und Anti-AKW-Bewegung ist die Beteiligung von Christen an den Kampagnen gegen die Wiederaufrüstung, gegen die nukleare Ausrüstung der Bundeswehr und gegen die Stationierung von Atomwaffen in den 50er Jahren. In der Tradition der Bekennenden Kirche stehend, war dieses Engagement von Christen noch nicht von innerkirchlicher Marginalität gekennzeichnet. 1958 kam es zu einer Anfrage der kirchlichen Bruderschaften an die EKD-Synode, wie "wir Christen uns gegenüber der Erprobung, Herstellung, Lagerung und Anwendung atomarer Waffen sowie gegenüber ihrer politischen Einplanung zu verhalten" haben. In der Anfrage wurde unmißverständlich formuliert, daß die Atomwaffenfrage nur eine eindeutige christliche Position zulasse, an der sich gewissermaßen das "Christ-sein" entscheide:

"... Wir verlangen darum im Namen des Evangeliums, daß der Vorbereitung dieses Krieges im Bereich unseres Landes und Staates ohne Rücksicht auf alle anderen Erwägungen sofort ein Ende gemacht werde. Wir fordern alle, die mit Ernst Christen sein wollen, auf, sich der Mitwirkung an der Vorbereitung des Atomkrieges vorbehaltlos und unter allen Umständen zu versagen. Ein gegenteiliger Standpunkt oder Neutralität dieser Frage gegenüber ist christlich nicht vertretbar."

Obwohl die Bruderschaften ihrer Anfrage ein sehr gründlich gearbeitetes theologisches Fundament gegeben hatten – allerdings auf Kosten einer politisch und polit-ökonomischen Einschätzung der Atomwaffenfrage –, gelang es der Synode, diesen linkschristlichen Vorstoß wieder in die kirchenoffizielle Jein-Sagerei zu integrieren. Sie beschloß: "Die unter uns bestehenden Gegensätze in der Beurteilung der atomaren Waffen sind tief... Wir bleiben unter dem Evangelium zusammen und mühen uns um die Überwindung dieser Gegensätze." Dieser Beschluß hatte zur Folge, daß eine linkschristlich-innerkirchliche Opposition, die auf Gesamt-EKD-Ebene kirchenpolitische Bedeutung hat, faktisch gestorben war. Natürlich gab es Christen unter den Ostermarschierern und gab es weiterhin christliche und auch innerkirchliche Friedensinitiativen, aber diese kamen entweder über den lokalen Rahmen nicht hinaus oder waren so eng mit bestimmten politischen Optionen verbunden (DFU/DKP), daß hierin eine Grenze ihrer "Vermassung" lag. An diesem Punkt ist sicher einiges von den Holländern zu lernen, die über einen "interkirchlichen Friedensrat" verfügen (was denn auch der Grund ist, weshalb der Hauptreferent in Osnabrück ein Holländer ist). Immerhin: Friedensinitiativen im kirchlichen Raum rissen nie ab und gewinnen – geschuldet der weltpolitischen Lage – in letzter Zeit auch wieder an Bedeutung.

Christen gegen Atomkraftwerke

Dem Aufleben der Anti-AKW-Bewegung seit Wyhl ist es zu verdanken, daß auch im kirchlichen Raum eine Korrektur der Position von 1958 vollzogen wurde: Damals gehörte es noch zur Argumentation gegen die Atombewaffnung, auf die friedliche Nutzung der Atomkraft zu setzen. Daß es eine "friedliche Nutzung" der Atomkraft nicht gibt, sondern daß die sog. friedliche Nutzung eine bewußte Gefährdung nicht nur unserer, sondern auch aller kommenden Generationen bedeutet, daß sie notwendig mit einer gesellschaftlichen Entwicklung zum Atomstaat verkoppelt ist und darum eine Kriegserklärung an die eigene Bevölkerung darstellt, wurde aus unmittelbarer Betroffenheit heraus zunächst einigen Pfarrern aus der Umgebung von Wyhl, Brokdorf, Grohnde und Gorleben bewußt und mit ihrer Beteiligung an den örtlichen BIs dann auch vielen anderen. Auch kirchenoffizielle Gremien kamen damit unter Druck, zur AKW-Frage etwas zu sagen – sie taten dies in der üblichen Jein-Sagerei und setzten lieber positiv auf die Propagierung eines alternativen = einfacheren Lebensstils. D.h., das mit der Öko- und Anti-AKW-Bewegung in Gang gekommene soll aus seinem politischen Kontext genommen und in den traditionell kirchlichen Kontext der Wertsetzung für individuelles Leben gestellt werden.

Hiergegen und um die lokale Beschränkung und Vereinzelung christlich-kirchlicher AKW-Gegner aufzuheben, haben sich im norddeutschen Raum zweimal "Christen gegen AKWs" getroffen. In Hannover (Juli 1979) haben sie das NEIN zum Atomprogramm der Herrschenden gemeinsam formuliert. In Hamburg ("Gorleben und Golgatha", November 79) haben sie sich in die Tradition der Kirchlichen Bruderschaften 1958 gestellt und versucht, auch bezüglich der sog. friedlichen Nutzung der Atomenergie die Bekenntnisfrage zu stellen. In Hamburg wurde ihnen aber auch bewußt, daß die faktische Zweiteilung kirchoppositioneller Bewegung in christliche Friedens- und Anti-AKW-Bewegung sachlich nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. So kam es zum Plan einer gemeinsamen Versammlung, wie sie jetzt von 13. - 15. Juni in Osnabrück stattfindet.

Das Programm der Osnabrücker Versammlung "Der Götze wackelt":

Freitag, 13. Juni 1980 – 19 Uhr – Beginn mit MEK Bochum, Referat Prof. Rasker (Niederlande), Film: Paul Jakobs und die Atombande

Samstag, 14. Juni 1980 – tagsüber: Arbeitsgruppen, AG 1: Erfahrungen im Kampf gegen AKWs und Atomwaffen: Aktionsformen und Planung

AG 2: Polit-ökonomische Analyse des Zusammenwirkens von Atomrüstung und Atomenergie

AG 3: Geschichte des innerkirchlichen Widerstands und die Relevanz der Theologie

AG 4: Politische und ökonomische Voraussetzungen unseres Widerstands: Protestpotential und Parlamentarismusfrage (Wahlen)

abends: Zusammenfassendes Plenum

Film: Wer keinen Mut zum Träumen hat, hat keine Kraft zum Kämpfen

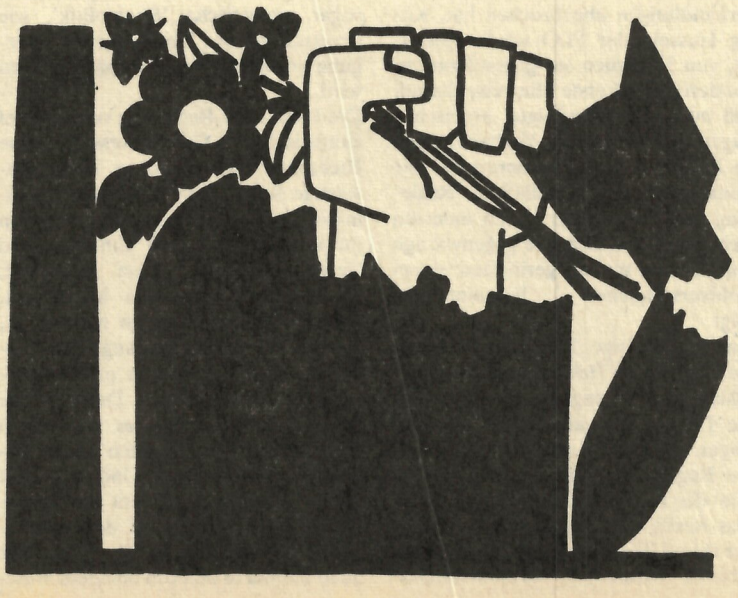
Sonntag, 15. Juni – gemeinsamer Gottesdienst

großes Plenum (Ergebnisse – Strategie und Weiterarbeit – Memorandum – Pressekonferenz)

open end

Das Ganze findet statt im HAUS DER JUGEND in Osnabrück. Nähere Auskünfte, Anmeldung etc. bei: Freie Osnabrücker Pfarrkonferenz (FOP), Oelweg 21, 4500 Osnabrück (Tel.: 0541/ 77566).

GERD KLATT



Hebron und kein Ende

Die Schüsse, die Anfang Mai in Hebron aus dem Hinterhalt sechs Thorastudenten im Militärdienst auf dem Heimweg vom Gottesdienst aus dem Hinterhalt niederstreckten, sind mehr als nur ein weiteres Glied in der endlosen Kette gewaltsamen Widerstandes der Palästinenser gegen die israelische Besatzung.

Sie signalisieren einen neuen, bewußteren, unversöhnlicheren Widerstand – und könnten später einmal als der Beginn des bewaffneten Aufstandes gegen die israelische Besatzungsmacht angesehen werden.

Im Gegensatz zu Bomben, die ohnmächtig und blind, unterschiedslos und schicksalhaft jeden zerreißen, der sich zufällig in ihrer Nähe befindet – gleichviel ob Freund oder Feind – trifft der (hinterhältige) Schuß bewußt und gezielt nur noch den Feind.

Wen trafen die Schüsse von Hebron? In erster Linie sechs jüdische Seminaristen, hauptsächlich aber das Gefüge der israelischen Innenpolitik und nicht zuletzt die sogenannten 'Autonomieverhandlungen'. – Die Schüsse von Hebron trafen sechs Seminaristen, für die die Bibel vor allem ein Grundbuch darstellt, das ihnen den Besitztitel über das Westjordanland, diesmal die Stadt Hebron verleiht.

Sie trafen unter ihnen z.B. 'Eli den Wolf', einen ehemaligen Vietnamkämpfer, der sich der 'Jewish Defense League' des Rabbi Kahane angeschlossen hatte. Das Programm der Jewish Defense League ist einfach: 'Nie wieder!' – dürfe sich das wiederholen, was zum Massenmord an sechs Millionen Juden geführt habe. Daher glaubt die Jewish Defense League für die gezielte, terroristische Vertreibung der Palästinenser aus dem Westjordanland eintreten zu müssen. 'Eli der Wolf' fehlte bei keiner Auseinandersetzung und keiner pogromartigen Aktion, keiner wilden, sogar von der Militärregierung verbotenen Siedlung, bei keiner Demonstration vermeintlicher jüdischer Stärke. Er war der Inbegriff des neuen Typs des sozialistischen Siedlers: Am Hosenbund die Schaufäden, auf dem Arm die Gesetzesrollen und über der Schulter die Maschinenpistole. Man mag sich ausmalen, wie ein derart zur Schau getragenes Herrenmenschtum wider alle 'Realpolitik' auf die Bevölkerung des Westjordenlandes wirken muß.

– Mit den Schüssen auf die Seminaristen trafen die Guerillas auch in das Herz der zionistischen Politik – der schon vorher nie übermäßig starke nationale Konsens zerbrach endgültig. Vor der Knesseth erklärte der ehemalige Geral malige Generalstabschef und jetzige Abgeordnete der sozialdemokratischen Arbeitspartei Bar Leu sinngemäß, daß die Erschossenen letztlich selbst an ihrem Schicksal schuld seien, niemand habe sie geheißen, ihre Siedlung Kiryath in der Nähe von Hebron zu verlassen und ausgerechnet in dem als gefährlich erachteten Hebron zu beten.

Damit herrscht nunmehr in Israel ein kalter Bürgerkrieg zwischen zionistischen Minimalisten und Maximalisten. Eine letzte Umfrage ergab, daß nur noch 19 % der Bevölkerung die Regierung Begin stützen, 60 % für ihre Ablösung sind. Und noch am 1. Mai, einen Tag vor dem Anschlag, demonstrierten 150.000 Menschen – im Effekt gegen Begin. Die linkszionistische Massenbewegung 'Schalom Akhschav' (Friede jetzt!), die sich vor allem aus der Arbeitspartei und der Kibbuzbewegung nahestehenden jungen Leuten, ehemaligen Offizieren und Teilen des aus Europa stammenden Bürgertums rekrutiert, hat keine Schwierigkeiten, zu beliebigen Gelegenheiten Zehntausende für Demonstrationen geagen die Regierung zu mobilisieren.

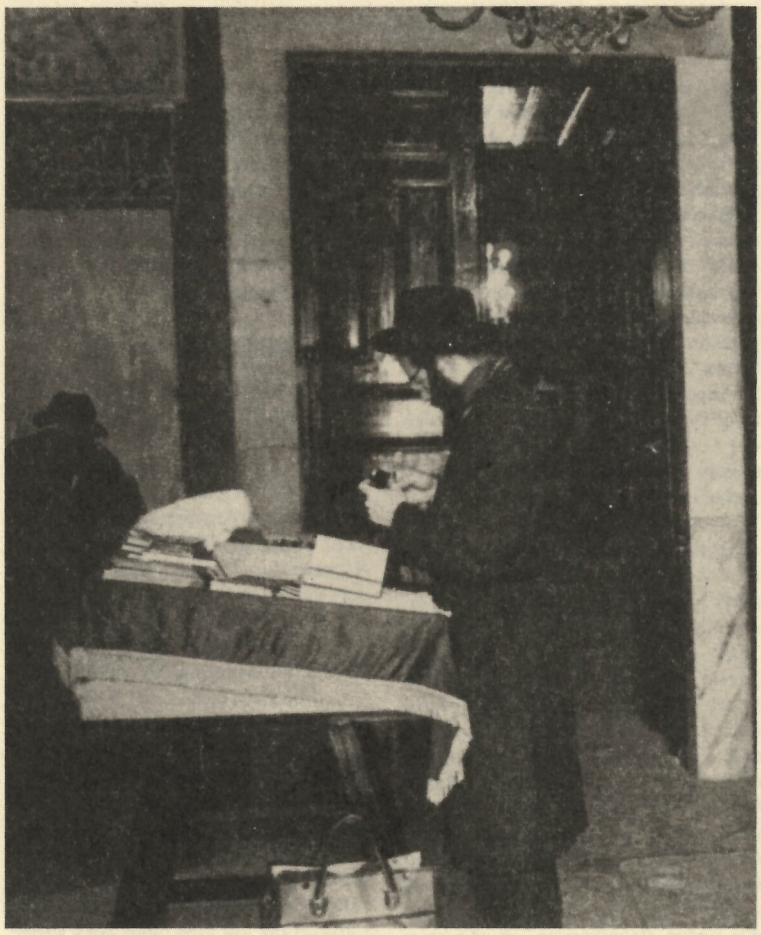
Schließlich ist als weitere Wendemarke für den Zerfall des zionistischen Konsenses zu bemerken, daß ein hohes israelisches Gericht, die von der Militärregierung vorgenommene, absolut völkerrechtswidrige Abschiebung dreier palästinensischer Würdenträger nicht ohne weiteres billigt und von den Behörden den Nachweis der absoluten Notwendigkeit dieser Maßnahme erfordert sowie, daß zum ersten Mal seit Ende des britischen Mandats 1947 aufgrund des noch von den Briten erlassenen Terrorismusgesetzes Juden in Vorbeugehaft genommen wurden. Und zwar handelte es sich hierbei um Sympathisanten der Jewish Defense League, die zur gewaltsamen Austreibung der Araber aufgefordert hatte und infolgedessen ein geheimes Waffenlager aus gestohlenen Armeebeständen in Jerusalem angelegt hatte.

Endlich brachten die Schüsse von Hebron Bewegung in die gesamtarabische Politik. Zum ersten Mal seit langer Zeit zeichnete die ganze PLO, die ja in den letzten Jahren das Schlachtfeld mit dem diplomatischen Parkett vertauscht hatte, für die Aktion verantwortlich – und nicht nur eine ihrer Untergliederungen.

Daß Präsident Sadat die Autonomieverhandlungen abgebrochen hat, König Hussein der PLO wieder gestattet, von Jordanien aus gegen Israel zu operieren, sind erste Hinweise darauf, daß auch das 'gemäßigte' arabische Lager den Kurs der Verhandlungen im Prinzip aufzugeben bereit ist. Die Reaktionen der israelischen Regierung und der Siedler lassen indessen nicht erkennen, daß ihre gegenwärtige Politik auch nur im geringsten einem wohlverstandenen Eigeninteresse folgt.

Das gewalttätige Randalieren 'frommer' Siedler in Hebron nach dem Anschlag, die Sprengung von Häusern, die Deportation arabischer Würdenträger, entpuppt einmal mehr, was die Regierung Begin unter 'Autonomie' der Palästinenser versteht:

Das Recht auf Kommunalverwaltung: auf einem Territorium, das ihnen nach biblisch nationalem Rechtsverständnis nicht gehört; in einem Gemeinwesen, dessen Bürger sie nicht sind; in Städten und Dörfern, deren historische und religiöse Bedeutung von der jüdischen Besatzungsmacht monopolisiert wird. Die rechtliche, wirtschaftliche und geistig-religiöse Enteignung der palästinensischen Araber, die durch das Autonomiestatut festgeschrieben werden soll, läßt ihnen längerfristig keine andere Chance als die des Aufstandes.



Am Grab Abrahams in Hebron – einer Kultstätte für Juden und Araber

In dem durch Iran und Afghanistankrise geschaffenen Abseits bahnt sich damit nach dreizehn Jahren israelischer Besatzung eine Auseinandersetzung an, die zu beheben womöglich jede, sogar zionistische 'Realpolitik', wie sie etwa von der 'Frieden jetzt' Bewegung vertreten wird, zu spät kommen wird.

Die Politik der Regierung vermag dem zionistischen Gemeinwesen keine Richtlinien mehr zu geben. Die gegenwärtige Regierung wird in ihrer Legitimität durch die sogar noch rechts von ihr stehenden 'Gusch Emunim' und 'Jewish Defense League' Anhänger, einer kleinen radikalen Minderheit, bedroht. Diese Gruppen nehmen es, wie vor der Staatsgründung, als selbstverständlich in Anspruch, private Waffenlager zu unterhalten. Damit ist die Souveränität des **Staates** im Prinzip aufgehoben – zugunsten einer bewaffneten **Bewegung**. Und diese hat in der Tat ein Argument für sich – das für die Legitimität des zionistischen Staates zentral ist: Wenn wir nicht einmal in Hebron und dem Westjordanland, dem historischen Kerngebiet der Juden siedeln dürfen, wo dann überhaupt?

Jede Realpolitik, die im Lebensinteresse der in Israel lebenden Juden handeln will, wird daher an erster Stelle von der Legitimität durch Bibel, Geschichte und Ideologie – und damit des Zionismus – abrücken und sich allein auf die Legitimität des Lebens und Daseins der jüdischen Bevölkerung stützen müssen – wenn überhaupt sie noch etwas retten will. Hebron – schon einmal, 1929, stand es in den Schlagzeilen. Damals machte die sich ausbreitende arabische Widerstandsbewegung der jahrtausende alten jüdischen Gemeinde den Garaus. Anlaß, nicht Ursache des damaligen Aufstandes war der Kampf um ein Symbol: Ein Streit um Rechte von Juden und Moslems an der Klagemauer.

Die daraufhin erfolgte Vernichtung der jüdischen Gemeinde von Hebron war vor kurzem der Anlaß für die Anhänger von Gusch Emunim, eine damals verlassenes Krankenhaus zu reaktivieren. Das Leben, das sie dort ihrer Ideologie lassen mußten, gehört der langen Reihe von Opfern an, die eine symbolische Politik, die einer abstrakten jüdischen Volks- und Staatsidee folgt, bringen muß.

Im Unterschied zu den Palästinensern, die für die Gegenwart und Zukunft ihres Volkes aus aktueller Not kämpfen, kämpfen die jüdischen Siedler mit dem Blick zurück – in die Vergangenheit.

MICHA BRUMLIK

Rechts – geschützt

Vor wenigen Wochen flog der Bremer Rechtsanwalt Hans-Heinz Heldmann nach Israel, um seine Mandantin Brigitte Schulz im Frauengefängnis Neve Tirza bei Tel Aviv, sowie Thomas Reuter im Ramla-Gefängnis bei Lod zu besuchen. Die beiden deutschen Studenten wurden Anfang 1976 zusammen mit drei Arabern in Nairobi (Kenia) festgenommen wegen des Verdachts, den Abschuß einer El-Al-Maschine mit Raketen geplant und eingeleitet zu haben. In Kenia wurden sie bestialisch gefoltert, unter bis heute mysteriösen Umständen in betäubtem Zustand nach Israel verschleppt und in berüchtigten Verhörlagern auf subtilere Art (z.B. "Hooding") weitergequält und in strenger Isolationshaft gehalten. Erst im Septembser 1979 – also vier Jahre nach ihrer Festnahme – wurden die beiden in einem zweijährigen Geheimprozeß von einem israelischen Militärgericht wegen "antiisraelischer terroristischer Aktivität" zu je 10 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Die ursprüngliche Anklage wegen eines geplanten Attentats auf ein El-Al-Flugzeug in Nairobi wurde von der Anklagebehörde vor Erlaß des Urteils zurückgezogen. Sie stützte sich nämlich auf "Geständnisse", die von den Angeklagten als unter Folter erpreßt und nicht der Wahrheit entsprechend widerrufen wurden. Die Anklage wurde daraufhin notgedrungen durch eine allgemeiner gehaltene ersetzt, die nicht mehr von diesem angeblich geplanten Attentat sprach. Die Verurteilung wegen "antiisraelischer Aktivität" erfolgte ohne jeglich örtliche und zeitliche Konkretisierung irgendeiner bestimmten geplanten oder ausgeführten strafbaren Handlung. Das geheim tagende Militärgericht, das immerhin zumindest in einem Fall die erlittene Folter bestätigen mußte, fällte seinen Spruch ohne jeglich Begründung.

Ich habe Hans-Heinz Heldmann nac seiner Rückkehr aus Israel zu seinen Erlebnissen bei der Einreise sowie über seine Gespräche mit Brigitte Schulz und Thomas Reuter befragt. Helmann wurde bei dem Versuch, nach Israel einzureisen, auf dem internationalen Ben-Gurion-Flughafen in Tel Aviv mehrere Stunden lang festgehalten, mußte sich teilweise entkleiden und wurde streng durchsucht. Trotz der offiziellen Genehmigung des israelischen Außenministeriums für einen Besuch der beiden Gefangenen habe ihn die Polizei vor die Wahl gestellt, entweder auf eigene Kosten den nächsten Flug ins Ausland zu nehmen oder die Nacht in Polizeigewahrsam zu verbringen. Nach Heldmanns Informationen soll es Koordinationsschwierigkeiten zwischen dem Außen- und dem Verteidigungsministerium gegeben haben; letzteres, zuständig für Einreisen und innere Sicherheit, war von Heldmanns Ankunft wohl nicht informiert worden. Sonstige Gründe für die Festnahme seien ihm, trotz mehrfachen Nachfragens, nicht genannt worden. Erst nach Stunden habe die deutsche Botschaft auf Umwegen eingeschaltet werden können, worauf ihm dann am späten Abend die Einreise gestattet wurde.

Der Anwalt konnte sich mit seiner Mandantin im Frauengefängnis Nev Tirza zwei Stunden lang unterhalten, allerdings nur in Gegenwart einer Sicherheitsbeamtin, die alles, was ihr interessant zu sein schien, mitstenographiert habe. Befragt zu Brigitte Schulz' körperlicher und psychischer Verfassung nach nunmehr vier Jahren Haft- und Foltererfahrung, meinte Heldmann, daß es ihr gemessen an den Umständen zwar nicht allzu schlecht ginge, allerdings von den erlittenen Torturen eine Anfälligkeit für häufige und starke Kopfschmerzen geblieben sei. Das Frauengefängnis

Aus deutschen Landen frisch ...

besteht aus zwei Häuserblöcken, einem für "normale" und dem anderen für politische Gefangene; und das bedeutet, daß letztere von ersteren vollkommen abgesondert werden. Brigitte Schulz lebt zusammen mit drei Palästinenserinnen in einem Raum. Sie hat arabisch gelernt und hat auch die Möglichket, Bücher zu lesen. Die deutsche Botschaft in Israel kümmert sich inzwischen um sie: sie bekommt von dort alle vier Wochen Besuch und erhält Bücher- und Zeitschriftensendungen über die Botschaft vermittelt. Für Thomas Reuter, der nicht von Heldmann vertreten wird, hatte der Anwalt lediglich eine halb-stündige Besuchserlaubnis im Ramla-Gefängnis erhalten, ebenfalls bei ununterbrochener Bewachung. Auch hier sind die politischen Gefangenen (überwiegend Palästinenser) vollkommen abgesondert; auch Thomas Reuter hält sich vorwiegend mit Lesen aufrecht.

Übrigens können sich Thomas Reuter und Brigitte Schulz alle 14 Tage unter Aufsicht sehen – im Vergleich zu bundesdeutschen Isolationsmethoden geradezu umwerfend!

Heldmann vertritt seine Mandantin in einem Prozeß vor dem Verwaltungsgericht Köln gegen die Bundesrepublik. Die Klage ist gerichtet auf "Gewährung diplomatischen Schutzes", das bedeutet die Verpflichtung der BRD, ihren Anspruch auf Rückführung der beiden deutschen Staatsangehörigen gegen Israel durchzusetzen. Begründet wird die Klage mit Hilfe der folgenden Argumentationskette: Israel habe mit seinem Geheimprozeß gegen die beiden Deutschen gegen bindendes Völkerrecht verstoßen, in dem Mindestgarantien eines rechtsstaatlichen Verfahrens nicht eingehalten worden seien. Israel habe sich darüberhinaus im Verhältnis zur BRD deliktisch verhalten, durch sein Unterlassen einer rechtzeitigen Benachrichtigung über den Verbleib der Inhaftierten und das beharrliche Leugnen auf Nachfragen. Mit der Behandlung, insbesondere durch die Folterung der beiden Gefangenen, habe Israel völkerrechtliche Garantien und Individualrechte verletzt, die in internationalen Abkommen festgelegt sind. Gegen all diese Verstöße hat die BRD nicht interveniert und daher ihre Schutzpflicht gegenüber ihren deutschen Staatsangehörigen verletzt.

Immerhin sind bundesrepublikanische Stellen – wie Verfassungsschutz (VS), Bundeskriminalamt (BKA), Bundesnachrichtendienst (BND) – nach neuen Informationen aus Israel nicht unbeteiligt an dem völkerrechtswidrigen israelischen Vorgehen. Bereits wenige Tage nach der Verschleppung der beiden aus Kenia im Jahre 1976 wurden die Gefangenen mit Daten und Erkenntnissen aus ihrem bisherigen Leben in der Bundesrepublik konfrontiert – aus deutschen Landen frisch auf den israelischen Verhörtisch! So wußte der israelische Verhörspezialist zum Beispiel, daß Brigitte Schulz im Herbst 1974 beim Flugblatt-Verteilen vorübergehend festgenommen wurde und daß sie im Frühjahr 1975 an einem internationalen Kongreß in Mailand teilnahm. An der Bundesgrenze wurden damals alle Wageninsassen bei der Wiedereinreise kontrolliert, wobei Brigitte Schulz in die "Beobachtende Fahndung" (BEFA) des Bundeskriminalamtes geriet. In Israel waren die Namen aller Schulz-Begleiter bekannt. Weiteres Zeugnis der außerordentlich guten Zusammenarbeit zwischen deutscher und israelischer Polizei ist die von dem israelischen Vernehmungsoffizier repräsentierte Kopie eines Briefes, den Brigitte Schulz an einen Bekannten in Irland geschrieben hatte. Damit ist bewiesen – und im übrigen auch von israelischer Seite offen zugegeben –, daß das Bundesamt für Verfassungsschutz sowie das Bundeskriminalamt den Israelis alle gewünschten Auskünfte erteilte. Weder die Bundesregierung noch die Eltern der Verhafteten erfuhren rechtzeitig von dieser Affäre.

Allerdings spätestens 1977 hat auch das Auswärtige Amt vom Verbleib der beiden Deutschen erfahren, jedoch keine konkreten und wirksamen Schritte zur Verhinderung des Geheimverfahrens unternommen. Es blieb bei einigen Einsprüchen, Demarchen und Protesten, die allesamt auffallend lasch und überdies verspätet erfolgten.

Dieser Prozeß, der nun vor dem Verwaltungsgericht Köln anhängig gemacht wurde, ist, so betont Heldmann, der erste seiner Art. Und erfügte hinzu, daß es sich aber auf den anderen Seite nicht etwa um den ersten Fall handele, in dem die BRD vom Ausland unschuldig verfolgte deutsche Staatsbürger rechtsschutzlos gelassen habe. Dieser düsteren Vergangenheit und Gegenwart der Bundesrepublik müsse endlich ein Riegel vorgeschoben werden. Was die beiden dann – den Erfolg der Klage vorausgesetzt – hier erwarten wird, steht (vorerst noch) auf einem anderen Blatt: Wohnlicher ist die BRD seit 1976 nicht geworden!

ROLF GÖSSNER

Bremen:
Krieg dem Krieg?

In einer Zeit, da diejenigen, die gegenüber jeder Oppositionsbewegung immer wieder betonen, Gewalt könne kein Mittel der Politik sein, keine Skrupel haben, über Aufrüstung und Einsatz von staatlicher Gewalt in Form von Militär zur Verteidigung des westlich-kapitalistischen Gemeinwohls zu reden – in einer solchen Zeit sollte sich die Bundeswehr mit dem Segen von Altnazi Carstens in aller Öffentlichkeit zur Schau stellen. Daß dieses Schauspiel in der traditionell sozialdemokratischen Stadt Bremen stattfand, sollte zeigen, wie fest die Regierungspartei inzwischen zum westlichen Bündnis und zur Armee steht, und wie bereit sie ist, die antimilitaristischen Kapitel aus ihrer Parteigeschichte zu streichen.

Doch die Schrecken der vergangenen Kriege und die Bedrohung durch einen neuen lassen sich nicht so leicht aus den Köpfen der Menschen verdrängen. Gegen die öffentliche Vereidigung erhob sich in Bremen ein breiter Protest. In einigen SPD-Unterbezirken, in der AfA und der ASF bildete sich eine Opposition mit dem Tenor "Bundeswehr zurück in die Kasernen", da eine öffentliche Vereidigung zum jetzigen Krisen-Zeitpunkt ein gefährliches Säbelrasseln sei.

Die Kriegsgegner außerhalb der SPD waren ebenfalls mobilisiert: sowohl die DKP-nahe Friedensbewegung und Jusos wie auch Grüne und radikale Linke riefen zu Demonstrationen gegen die Militärzeremonie auf.

Obwohl die beiden Demonstrationen von verschiedenen (Stand)-Punkten aus begonnen wurden, gab es bis kurz vor dem Weserstadion eine gemeinsame Demonstration, an der ca. 10.000 Menschen teilnahmen. Das waren nicht nur (organisierte) Linke, sondern auch viele andere, die ihrem Willen "Nie wieder Krieg!" Ausdruck gaben.

Um die Stimmung auf dieser Demonstration richtig einschätzen zu können, muß man wissen, daß der 1. Mai in Bremen durch einen völlig unbegründeten Polizeieinsatz gestört worden war: Ein Fest von Bremer Jugendverbänden und der Gewerkschaftsgruppe der Bremer Bürgerinitiative gegen Atomanlagen, das wegen großen Andrangs auf die Straße ausgeweitet werden mußte, wurde von der Polizeiführung zum Anlaß genommen, einen Knüppeleinsatz tätigen zu lassen, bei dem Festteilnehmer verletzt und vorübergehend festgenommen worden waren. Eine "Schneise der Sachbeschädigungen" war laut Presse, CDU und Polizei von der Walpurgisnachtdemo der Frauen durch Bremen geschlagen worden: hier waren die Auslagen einiger Sex-Shops demoliert worden. Und daß in diesen Tagen auch noch eine Hausbesetzung stattfand, machte für Vertreter von Recht und Ordnung das Maß voll. Die CDU und auch die SPD-Spitze warnten schon vor dem 6. Mai vor gewalttätigen Demonstrationen gegen die "friedenssichernde Institution" Bundeswehr.

Der Hinweis auf diese Tatsachen soll die Eskalation, zu der es dann vor dem Weserstadion kam, in keiner Weise entschuldigen oder rechtfertigen, er soll lediglich den lokalen Hintergrund dieser Demonstration verdeutlichen.

Der politische Zweck dieser Demonstration hätte die Störung einer reibungslosen, auf Identifikation zielenden Zur-Schau-Stellung des Militärs, der Protest gegen Aufrüstung, Kalten Krieg und die Wiedereinführung der kriegerischen Gewalt als Mittel staatlicher Politik sein können, und die Legitimität dieses Protests war der Grund für die massenhafte Beteiligung gewesen.

Doch dieser politische Zweck wurde von einer Gruppe von Demonstrationsteilnehmern massiv in Frage gestellt. Gemeint sind diejenigen, die in den Medien und von den bürgerlichen Politikern als "Schlägertrupps" und "Politrocker" bezeichnet werden. Diese Leute sind keineswegs "unpolitische Kriminelle" oder Provokateure, sondern ihr Angriff mit Steinen, Knüppeln, Molotowcocktails und Leuchtraketen auf die Polizei vor dem Weserstadion und auf Bundeswehrangehörige ist Ergebnis einer **bestimmten** Politik, die kritisiert werden muß.

So wie die Staatsmacht die jungen Bereitschaftspolizisten als menschliche Mauern zum Schutz der Vereidigung des potentiellen Kanonenfutters benutzte, so benutzten diese "autonomen Kämpfer" die Masse von Demoteilnehmern als Schutz für ihre Konfrontation mit der Staatsgewalt. Daß sie bei einer Demonstration gegen Militarismus und Kriegsgefahr sich auf die Ebene der militärischen Logik begeben haben und konkrete Personen zum Angriffsziel machten, zeigt, wie wenig sie den politischen Sinn dieser Demonstration teilten. Doch auch dies ist konsequenter Ausdruck einer Politik, die die **Mittel der Auseinandersetzung** zum Kriterium für Erfolg und Mißerfolg macht, die ihre Praxis nur auf die Infragestellung des staatlichen Gewaltmonopols ausrichtet. Zur Rechtfertigung dieser angeblichen Militanz wird und wurde in der innerlinken Diskussion in Bremen immer wieder vorgebracht, daß die Gewalt doch gar nicht von dieser Demonstrationgruppe ausgegangen sei. Gewalt sei in dieser Gesellschaft doch schon vorher existent: Polizei, Militär, Knast, AKW, Psychiatrie, Arbeit.

Die Gesellschaft der BRD wird derart zu einem Käfig omnipotenter staatlicher Gewalt verkürzt: es gibt keine gesellschaftlichen Widersprüche mehr, die Massen sind integriert und/oder unter Kontrolle. In diesem Sinne sind diese Autonomen Avantgardisten bester ML-Tradition: sie wissen, wo's lang geht und stellen die Massen (in diesem Fall die Demonstranten) vor vollendete Tatsachen. Wer die Aktion politisch kritisiert und ihre Ideologie nicht akzeptiert, wird in die Nähe des Staatsschutzes gerückt.

Der eindimensionalen politischen Analyse entspricht also die praktische Fixierung auf den staatlichen Gewaltapparat. Die notwendige Diskussion über das Verhältnis von Mittel und Ziel politischer Aktionen verkommt dabei zur quasi-militärischen Manöverkritik: die Taktik des Vorgehens war falsch, bestimmte Aktionen wurden zu früh gestartet etc. etc. pp.

Dem gegenüber muß von einer sozialistischen Position aus daran festgehalten werden, daß in der Aktionsform selber das Ziel unserer politischen Praxis zum Ausdruck kommen muß – gerade weil fundamental oppositionelle Bewegungen nicht freiwillig zur Gewalt greifen, sondern unter bestimmten Umständen dazu **gezwungen** werden, wollen sie ihre Interessen verteidigen oder durchsetzen.

Dies war nun aber beim Protest gegen die Rekrutenvereidigung nicht der Fall; denn niemand kann allen Ernstes behaupten, Steine und Molotowcocktails auf Polizisten seien aus dem Zwang heraus geworfen worden, die politische Kritik an Militarismus und Kriegsgefahr ausdrücken zu können bzw. damit einen 3. Weltkrieg zu verhindern. Auch der Versuch, den Angriff auf Polizisten damit zu rechtfertigen, daß eine Mittelstreckenrakete schwerer wiegt als tausend Steine, hilft da nicht weiter – begibt man sich dabei doch in den Bereich der kaufmännischen Kalkulation und vergleicht ganz abstrakt – ohne jede politische Moral – verschiedene "Quäntchen" von Gewalt miteinander.

Diese Aktionen haben dem Demonstrationszweck **entgegengesetzte Wirkungen erzielt:** Statt der Diskussion um die Rolle der NATO, die Politik der Bundesregierung angesichts der gegenwärtigen Weltkrise beherrschten landauf landab die **"Bremer Krawalle"** die Öffentlichkeit. Wenn manche das gewaltsame Vorgehen von Demonstrationsteilnehmern als Grund dafür angeben, daß überhaupt so ein breites Echo auf die Vereidigung und den Protest dagegen erfolgt ist, so sitzen sie voll den Ausgrenzungsmechanismen der bürgerlichen Medien auf, bzw. nehmen deren immer schon herrschaftlich-parteiliche Berichterstattung als Kriterium für politischen Erfolg oder Mißerfolg. Ebenso wie bei den Aktionsformen selber spielt das Interesse, sich mit seinem Protest einer breiten Öffentlichkeit, denjenigen, die noch nicht demonstrieren, zu vermitteln, keine Rolle mehr.

Doch gerade darauf käme es bei einem Protest gegen Militärspektakel, Bundeswehr und gegenwärtige Spannungspolitik doch an. Staatsbürgerliches und national(istisch)es Bewußtsein, das zur Kriegsbereitschaft allemal dazugehört, ist durch das Vorgehen gegen die Polizei und einzelne Soldaten nicht zerstört, sondern bestärkt worden. Polizei, Polizeigewerkschaft und herr-

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik

39

Ökologie, Technologie und Arbeiterbewegung

Editorial, Ökologiebewegung und Arbeiterbewegung – ein Widerspruch? / Harald Glaser, Die 'friedliche' Nutzung der Atomenergie als Beispiel kapitalistischer Technologieentwicklung / Lutz Hieber, Ist der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt noch demokratisch kontrollierbar? / Christel Neusüß, Der 'freie Bürger' gegen den Sozialstaat – Sozialstaatskritik von rechts und der Alternativbewegung / Roundtable-Gespräch, 'Die Arbeiter sind nicht bereit, sich einem wahnwitzigen Arbeitstempo zu unterwerfen, um Autos zu produzieren, die von vornherein reif für den Müll sind!' / Thomas Hahn, Alternativen des ADGB in der Krise 1928–33 / Siegfried Heimann, Die DGB-Konferenz zur Geschichte der Gewerkschaften / Albert Krölls, Lohn für Hausarbeit

★

Einzelheft DM 9,–

im Abo DM 8,–

Rotbuch Verlag

schende Parteien hatten es nach dem Verlauf dieser Demonstration jedenfalls leichter als vorher, Polizeieinsätze zu rechtfertigen und die Bundeswehr als Faustpfand des Friedens hinzustellen. Die Identifikation mit dem Militärspektakel – dessen Zuschauerkulisse übrigens zu zwei Dritteln aus dorthin befohlenen Klatschkompanien bestand – konnte so nicht zersetzt werden. Eher sind Lernprozesse zerstört worden: der Polizeieinsatz am 1. Mai, der von einer breiten Öffentlichkeit bis hin zum Jugendsenator Scherf verurteilt worden war, droht ebenso unterzugehen wie der Rachefeldzug der Polizei, den sie am 6. Mai nach 22 Uhr auf die abziehenden Demonstranten mit Wasserwerfern und emotionsgeladenen Knüppeleien veranstaltete. Auch gegen dieses äußerst brutale Vorgehen der Polizei, bei dem sehr viele Demonstranten verletzt wurden, wird eine Öffentlichkeitsarbeit schwer sein, denn die moralische Überlegenheit gegenüber der Staatsgewalt und der von ihren Repräsentanten gepflegten Doppelmoral ist durch die gewaltsamen Aktionen eines Teils der Demonstranten in Frage gestellt. Dies warf und wirft die Frage auf, wie ein derartig falsches Vorgehen in Zukunft verhindert werden kann. Denn bei der Demonstration am 6. Mai wurde der Großteil der Demonstranten (bis auf die paar, die versuchten, die "autonomen Kämpfer" zu stoppen) zu Objekten und Zuschauern eines Gladiatorenkampfes degradiert. Selbst diejenigen, die mit Einlaßkarten ins Stadion kamen und dort mit Sprechchören, Transparenten und Trillerpfeifen ihren Protest lautstark ausdrückten, konnten aufgrund der Auseinandersetzungen vor dem Stadion nicht mehr das Protest-Subjekt sein, das sie hätten sein wollen. Dies war ebenso wie Sitzstreiks vor dem Stadion eine dem politischen Zweck entsprechende Aktionsform – auch wenn die Protestierenden nach einiger Zeit von Feldjägern hinausgeprügelt und hinausgezerrt worden sind.

Die (Selbst)Kritik innerhalb der Bremer Linken hat begonnen. Ebenfalls der Versuch, den eigentlichen Zweck der Demo weiterzuverfolgen: eine breite Öffentlichkeitsarbeit zur gegenwärtigen weltpolitischen Krisensituation, zu Militarismus und (Ent)Spannungspolitik zu machen.

Dies ist gerade nach den Reaktionen auf die "Bremer Krawalle" nötiger denn je. Denn die Ansätze von Opposition in der Sozialdemokratie werden nun von der eigenen Parteispitze massiv ins Abseits gestellt. Bundesregierung, SPD-Spitzen in Bremen und anderswo legen ein Treuebekenntnis zur Bundeswehr als Dienst am Frieden ab und grenzen Kritik an dieser Institution in die staatsfeindliche Ecke aus. Die CDU übertrifft die SPD-Spitze darin dadurch, daß sie die linken Sozialdemokraten und andere Gegner des Militärspektakels zum "geistigen Nährboden" macht, auf dem die Gewalt gewachsen sei. Selbstverständlich sind auch wieder Kriminalisierungsversuche im Gange: einigen droht ein Verfahren wegen Unterstützung einer kriminellen Vereinigung, und der KBW, der den traurigen Ruhm für diese Taten nun wirklich nicht auf seine Fahnen schreiben kann, wird wieder ins Licht der Verbotsdrohung gestellt.

Die wesentliche Aufgabe der zukünftigen Öffentlichkeitsarbeit – die eine Kritik der Demo zur Voraussetzung hat – wird sein, die Tabuisierung der politischen Themen zu verhindern, die der eigentliche Zweck der Demonstration waren. Dies ist eine Aufgabe, die nicht nur hier in Bremen ansteht, sondern in der ganzen BRD. Es muß unser Ziel sein, eine mehrheitliche Zustimmung in der Bevölkerung für kalte oder heiße Kriege unmöglich zu machen; und genau diese Lernprozesse können nicht ablaufen, fügt man der Angst vor dem Krieg noch die Angst vor inneren gewalttätigen Auseinandersetzungen hinzu.

WOLFGANG VÖLKER/
ELKE SCHMID

Randbemerkungen zur Demonstration

Karl Schröder schrieb 1931 im Vorwort zu seinem im Bücherkreis erschienenen zeitkritischen Roman "Familie Markert": Mit der Jugend marschiere ich, solange es die Natur erlaubt. Dies vergessene Buch wäre gerade heute noch lesenswert. Auch ich gehöre einer anderen Generation an, aber ich wollte dabei sein, als am 6. Mai 1980 die Bremer Jugend zu ihrer großen Demonstration zusammenströmte. Der unübersehbare lange Zug setzte sich bereits langsam in Bewegung, zum Stadion. Bei dem Gedanken an die dort geplante pompöse Rekruten-Vereidigung stieg mir angesichts der sich dagegen bekennenden Demonstration anfangs "klammheimliche Freude" auf, die sich aber schnell in offene, hoffnungerweckende Begeisterung verwandelte.

Menschen in dieser Demonstration kennen die Kaiserzeit, die Hitlerzeit, die beiden Weltkriege nicht aus eigenem Erleben. Auch von Eltern und Großeltern erfuhren sie oft wenig. Ist es ihre Unschuld, die ihnen die Kraft zum Protest gibt? Aber die Regisseure dort im Stadion, die dort nachher die Front stramm und steif abschreiten werden, können sich nicht auf ihre Unwissenheit berufen. Mindestens den Mai 1945 haben sie alle irgendwo auch miterlebt, jene Tage, da auch bei den Gläubigsten die geistigen Weltbilder zerbrachen, die in all den Jahren einem Wahn den Sinn geben sollten. Unsere abgerissenen Uniformen konnten gerade noch auch äußerlich diesen geistigen Zusammenbruch demonstrieren. Mögen die Herrschenden von realen Interessen überzeugt gewesen sein, die Interessen des Volkes waren es nicht. Das Volk ließ man in einem irrealen geistigen Nebel verharren.

Schon braut sich wieder etwas in der Welt zusammen. Auch wenn viele unserer großen Politiker selbst geängstigt sind und vielleicht ehrlich Frieden wollen. Eines Tages kann ihnen wieder das Geschehen aus den Händen gleiten. Die Weltgeschichte scheint dann wieder eine selbständige Macht zu werden, bei dessen Ablauf wir mehr oder weniger hilflose Zuschauer werden. Erst waren ja alle fest überzeugt, ein neuer Krieg werde nie wieder sein. Dann war man gegen eine neue Wehrmacht, dann allmählich dafür. Dann für Aufrüstung, jetzt für Nachrüstung. Nun muß selbstverständlich die neue Wehrmacht feierlich aufmarschieren. Denn, so unabänderlich die Naturgesetze sind, genauso sicher hat es Kriege doch immer gegeben, so sehr wir alle den Frieden wollen.

Inzwischen hat sich der Demonstrationszug auf zwei Sammelpunkte hin geteilt. Die einen landen bei den Weser-Terrassen, die andern direkt um den Eingang zum Stadion. Bei den Weser-Terrassen waren Redner vorgesehen, auch Pfarrer darunter. Anschließend waren Unterhaltungs-Darbietungen geplant. Aber die bekundete Friedlichkeit wurde auch hier von Anfang an gestört durch die ständigen Anflüge eines Polizei-Hubschraubers. Das sah jedesmal aus, als wolle er sich auf die Versammelten

Nicht noch einmal "Kulturdünger" für den Kapitalismus

herabstürzen. Da konnten die Redner noch so laut sprechen, die Anflüge und der Motorenlärm verhinderten jedes aufmerksame Zuhören. Wir gehen später weiter in die Nähe des Stadions. Die Osterdeichpromenade ist voller Menschen. Wir sehen, wie zwei junge Leute von Polizisten verfolgt werden. Ein Älterer breitet die Arme aus und stellt sich schützend dazwischen. Plötzlich steigen am Deich stinkende Rauchwolken hoch, die Menge flüchtet. Leuchtkerzen leuchten auf gegen den Hubschrauber.

Schon seit langem gab es in Parteien, auch in den Kirchen, ein Zerwürfnis wegen dieses 6. Mai. Bei den Sozialdemokraten hatten bereits die Jusos den Rücktritt des Innensenators Fröhlich gefordert. Dessen LKA-Chef hatte erst vor kurzem einer Sozialarbeiterin wegen einer anderen Auffassung über die Behandlung von Drogensüchtigen Prügel angeboten. Am 1. Mai hatte die Polizei Großaufnahmen von der DGB-Kundgebung vorgenommen. Ein am gleichen Tage von den Naturfreunden geplantes Straßenfest wurde auseinandergeprügelt. All das war auch heute unter den Versammelten noch häufig das Gesprächs-Thema. Über die Notwendigkeit der öffentlichen, feierlichen Rekrutenvereidigung war die Regierung aber auch gespalten. Auch heute waren nicht alle Verantwortlichen innerhalb des Stadions.

Wenn sich ältere Bremer bei solchen Veranstaltungen begegnen, dann erinnert sich manchmal auch jemand an die Zeiten, in denen Koschniks Vater bei ähnlichen Gelegenheiten dabei war – Redakteur der kommunistischen Arbeiterzeitung und Parteiredner. Wer denkt nicht zurück an die Nazi-Versammlungen im Casinosaal. Ob da Goebbels sprach oder einer von der mittleren Garnitur, Hans Koschnik trat ihnen oft als Diskussionsredner mutig entgegen. Leerte sich der Versammlungsraum, die SA drängte nach, dann kam es auch vor, daß die Polizei aus einem Seitenflur des Casinos stürzte, um gleichfalls wahllos zuzuschlagen.

Wir sind nicht bis zum Stadion-Eingang vorgedrungen, gingen schließlich nach Haus und konnten dann in den Spätnachrichten erfahren, wie gewalttätig sich die Auseinandersetzungen noch entwickelt hatten. Noch wurden 20 verletzte Polizeibeamte gemeldet, in den nächsten Tagen stieg die Zahl auf mehrere hundert. Über verletzte Demonstranten erfuhr man weniger Genaues. Daß aber auch friedliche Demonstranten bedenkenlos verprügelt wurden, daß sich weinende Frauen in Hauseingängen versteckt hielten, darüber kein Wort.

Nun, die Militanten haben erreicht, daß sie in der Öffentlichkeit von sich reden machten. Aber sie haben damit den Vertretern der legalen bürgerlichen Gewalt in die Hände gespielt. Die Schau-Veranstaltung im Stadion mit all seiner Feierlichkeit, mit Zapfenstreich und echt preußischer Tradition war ein Zirkus, der im Volke das Soldatentum wieder populär machen sollte. Ganz wohl fühlten sich die Verantwortlichen selbst dabei nicht. Gegen diese Neubelebung soldatischen Denkens war die Jugend aufmarschiert. Das war das wirkliche Thema der Demonstration.

Drei Tage nach der Stadion-Veranstaltung hatte der Landes-Jugend-Ring zu einer Besichtigung der Stätten nationalsozialistischer Verfolgung eingeladen, die mit mehreren Autobussen durchgeführt wurde. Sie endete am Denkmal der im Februar 1919 gefallenen Verteidiger der Räterepublik Bremen und dem gemeinsamen Gesang aller Teilnehmer des Moorsoldatenliedes. Jugendsenator Scherf sprach neben Vertretern der VVN zu den Anwesenden. Etwa hundert Meter weiter, nur spärlich vom Gebüsch versteckt, hielt ein Polizeiwagen. Die Polizei untersteht Scherfs Senatskollegen Fröhlich. Die Überlebenden von 1945 sind sich ihrer Verantwortung nicht immer bewußt gewesen. Aus Erfahrungen galt es, ein reiferes, kritisches, gegen die herrschende Ideologie gerichtetes Bewußtsein zu entwikkeln. Die Jugend will und soll nicht noch einmal als Kulturdünger für den Kapitalismus verheizt werden, gar nicht zu reden von der möglichen Totalvernichtung der Menschheit.

ALBERT FLACHMANN

Wahl in Nordrhein-Westfalen

Daß die Wahlniederlage der CDU in Nordrhein-Westfalen etwas mit der Person des Kandidaten und seinem Einfluß auf den Zustand der Partei zu tun hat, will nur noch dieser selbst nicht wahrhaben. Am 11. Mai ist eingetreten, was sich in den Monaten vorher immer deutlicher abgezeichnet hat: gerade Strauß ermöglicht es der SPD, Wähler für sich zu mobilisieren, während gewichtige Teile des CDU-Anhangs abwandern oder einfach zuhause bleiben. Das Debakel der CDU ist tiefgreifender, als es in den Stimmenverlusten zum Ausdruck kommt. Anstatt Einheit, Geschlossenheit und programmatisches Profil gegenüber der Koalition zu bringen, hat die Straußsche Machtergreifung den innerparteilichen Streit, die politische Orientierungslosigkeit und die Grabenkämpfe verstärkt. Die Unfähigkeit, eine überzeugende politische Programmkonzeption zu entwickeln, "Pannen" wie bei der Ministerpräsidentenwahl im Saarland, sich häufende taktische Ungeschicklichkeiten zeigen, daß es dem Kandidaten genau an dem gebricht, was er als besondere Qualität für sich in Anspruch genommen hatte: Führungsfähigkeit. Bonn ist eben nicht München. Kohl kann seine Schadenfreude offen zur Schau tragen und macht sich schon wieder Hoffnungen.

Strauß steht mit seiner Gang jetzt ziemlich allein. Daß er noch Kanzlerkandidat ist, verdankt er eher dem taktischen Kalkül der diversen Nachfolgeaspiranten, die ihre Chance für 1984 wahren wollen und sich deshalb an ihm nicht die Finger schmutzig machen dürfen, sich weder bedingungslose Unterstützung noch den "Dolchstoß" nachsagen lassen wollen. Als Partei wäre der CDU jetzt am ehesten noch durch einen neuen Kanzlerkandidaten zu helfen. Das hat die ihr nahestehende Presse vom "Rheinischen Merkur" bis zur "FAZ" richtig erkannt. Aber derartige Überlegungen haben in der CDU seit Adenauers Zeiten eine geringe Rolle gespielt, mit allen Mitteln ausgetragene persönliche Machtstrategien immer schon dominiert. In dieser Situation bleibt Strauß gar nichts anderes übrig, als noch kompromißloser seine Strategie der ideologischen Polarisierung und Feinderklärung zu verfolgen. Für ihn gibt es nur noch die Flucht nach vorne: "Ende der Kreidezeit". Die Berliner Parteitagsrede gibt wahrscheinlich nur einen Vorgeschmack dessen, was wir in den nächsten Monaten zu erwarten haben. Hemmungslose Demagogie (Sozialdemokraten als "moskauhörig" – der alte Topos von den "Vaterlandsverrätern"), faschistoides Vokabular ("Unkraut", "Zurückschlagen"), das offene Spiel mit dem Krieg (der gegenüber dem "Sozialismus" als das kleinere Risiko dargestellt wird), Appell an irrationale Ängste – alles wie schon gehabt, nur mit etwas höherer Drehzahl. Der prominente Lobbyist des westdeutschen Militär-Industrie-Komplexes mag nicht einmal mehr auf die Trickkiste populistischer Ideologien verzichten, wenn er die SPD und das "Großkapital" der gegenseitigen Kungelei bezichtigt.

Gerade darin steckt freilich ein Stück Einsicht in die reale politische Situation. Nach wie vor resultiert die politische Schwäche Strauß' daraus, daß die von ihm angebotene Variante der Herrschaftssicherung den dominierenden Kapitalgruppen derzeit nicht ins Konzept paßt (vgl. dazu "links" Nr. 121). Wäre es anders, dann erschienen auch seine "Führungsqualitäten" nicht so lädiert, gewänne er mehr Überzeugungskraft und öffentlichen Rückhalt, könnte er auch auf programmatischer Ebene konsequenter auftreten.

"Ich stehe dem kleinen Mann – ob es der Kumpel an Rhein und Ruhr ist, ob es der Arbeiter am Flugplatz in Berlin ist, ob es der Taxichauffeur in Hamburg ist oder ob es die breite Schicht der Hausfrauen ist – näher als die meisten der hohen Funktionäre und Manager, gleichgültig, in welchem politischen Lager sie stehen. Ich komme aus dem Milieu einer Arbeitervorstadt. Ich bin mit seinen Problemen groß geworden. Ich kenne die Sprache des Volkes. Ich kenne die Mentalität und Psychologie der breiten Schichten, der breiten Massen unseres Volkes, nicht deshalb, weil ich studiert habe, weil ich Theaterwissenschaften studiert habe, weil ich auf Schauspieler getrimmt worden bin, sondern deshalb, weil das meine Natur ist, weil das meine Herkunft ist, weil ich dort mehr politische Heimat habe als in manchen Häusern der Vornehmen und der Reichen, die heute um Helmut Schmidt herumscharwenzeln."
(Franz-Josef Strauß auf dem Wahlparteitag der CDU in Berlin)

Das Umsichschlagen des Kandidaten ist also auch Folge einer politischen Isolierung, die sich einer doppelten Ungleichzeitigkeit verdankt: die Herrschenden haben für ihn oder seinesgleichen zur Zeit keine Verwendung und die ökonomisch-politische Situation in der BRD ist nicht so, daß die Wähler Anlaß hätten, den effizienten Macher Schmidt gegen den kraftmeiernden und potenzsalbadernden Kandidaten auszutauschen. Schmidts Krisenpolitik scheint derzeit sowohl außen- als auch innenpolitisch immer noch Früchte zu tragen, jede Alternative zu ihm erscheint vielen als unkalkulierbares Risiko.

Gerade dies verweist aber darauf, daß das NRW-Wahlergebnis keinesfalls so gewertet werden darf, als sei die Situation gar nicht so dramatisch wie sie noch vor einigen Monaten erschien, als sei Strauß passé und damit sozusagen alles wieder beim alten. Es heißt zunächst einmal nur, daß Strauß jetzt nicht gebraucht wird und jetzt keine Chance hat, Stimmen für die CDU/CSU hinzuzugewinnen. Dies kann sich aber ganz schnell ändern, die ökonomische und weltpolitische Lage ist labil genug.

Und vor allem ist zu beachten, daß die Eigendynamik des Wahlverfahrens und der Parteikonstellationen Folgen haben kann, die durchaus gegenläufig zu den gerade herrschenden politischen Trends und Kräfteverhältnissen liegen. Das NRW-Ergebnis hat auch gezeigt, wo der entscheidende Unsicherheitsfaktor bei der kommenden Bundestagswahl liegen könnte, nämlich darin, daß die FDP die 5%-Marke nicht wieder erreicht. Dies ist ein Effekt der personalisierten Polarisierung, auf die gerade die SPD ihren Wahlkampf aufbaut und die es ihr erlaubt, jede inhaltliche Auseinandersetzung um künftige Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu umgehen – Strauß sei Dank. Dies könnte allerdings fatal auf sie zurückschlagen. Schmidt könnte kaum etwas Schlimmeres passieren als ein Ausscheiden der FDP und die absolute Mehrheit für seine Partei. Spätestens dann stünde die SPD als Regierungspartei vor einer ernsthaften Zerreißprobe, die vielzitierte "Unregierbarkeit" träte in einer neuen Variante in Erscheinung. Aber bleiben wir realistisch: eine absolute Mehrheit der SPD ist unwahrscheinlich. Nordrhein-Westfalen ist keineswegs typisch für die gesamte Bundesrepublik, und es gibt z.B. immer noch das lastende Gewicht des "schwarzen Südens". Eine absolute Mandatsmehrheit der SPD im Bundestag würde eine Verschiebung der Stimmanteile in einer Größenordnung voraussetzen, die angesichts der Erfahrungen mit den Wahlen seit Ende der 50er Jahren äußerst unwahrscheinlich ist, selbst in besonderen politischen Situationen. Wenn also die FDP unter die 5% absackt, könnte Strauß als Sieger dastehen, obwohl er Stimmen verliert. Und dieses Ergebnis würde – obwohl gegenläufig zu den derzeit noch herrschenden politischen Trends und Kräfteverhältnissen – schwerwiegende Folgen für die weitere Entwicklung haben. Dazu braucht nicht viel ausgeführt zu werden.

Die SPD-Strategen werden sich also überlegen müssen, wie sie die FDP stützen können, ohne sie als "Blockpartei" zu desavouieren und ohne ihr eigenes Wahlkampfkonzept zu stören. Daß die SPD damit auch die Voraussetzungen schafft für einen möglichen Koalitionswechsel dieser Partei nach 1980 und ein dann eventuell fälliges Neuarrangement der Koalitionen ohne Strauß, kann man momentan noch als ihr Problem betrachten.

Sonst hat die NRW-Wahl wenig verändert. Erleichterung ist kaum angebracht. Die "grüne" Partei steht immer noch vor dem Strauß-Dilemma (und ist nach wie vor unfähig, es politisch zu diskutieren), und für die westdeutsche Linke ist die Situation nach dem Wahlsonntag an Rhein und Ruhr nicht weniger schwierig geworden.

JOACHIM HIRSCH

sozialistisches INFO
OSTEUROPAKOMITEE

INFO 39: Eurokommunismus in der Sowjetunion - Thesen einer oppositionellen Gruppe; ČSSR: Berichte und Dokumente über die Repression gegen Charta-77

INFO 40: Abovin-Eguides/ Podrobinek: Probleme der demokratischen Bewegung in der Sowjetunion; Polen: NOWA -ein Untergrundverlag; ČSSR Prag-Kabul-Olympische Spiele?; UdSSR: Frauenalmanach.

Mai 1980 DM 2,00

Bezugsbedingungen: Alle Bestellungen an SOZIALISTISCHES OSTEUROPAKOMITEE, Postfach 2648, 2000 Hamburg 13; die Lieferung von Einzelheften erfolgt nach Vorauszahlung (Heftpreis zuzüglich Portoanteil von DM 0,40); Abo: Jahresabonnement DM 20,00 (6 Hefte + 1 Sonderheft). Überweisungen: Postscheckamt Hamburg, Kto.Nr. 531 73-206 P.Offenborn, Sonderkto., 2 Hamburg 19

Der erste Streich

Anmerkungen zur 1. Sozialistischen Konferenz in Kassel

Die so benannte "1. (!) Sozialistische Konferenz", die Anfang Mai in Kassel stattfand, war mit einer Vielzahl von Hoffnungen und Vorurteilen erwartet worden.
Nach der ursprünglichen Konzeption des dominierenden Westberliner Vorbereitungskreises sollte mit ihr die gemeinsame Diskussion der sozialistischen und kommunistischen Linken vor dem Erfahrungshintergrund der Ökologiebewegung und angesichts einer 'Grünen Partei' neu beginnen. Schon im Vorfeld hatte man den Diskussionsschwerpunkt weg von der Fixierung auf die 'Grüne Partei' zugunsten allgemeinerer Ökologiethemen verschoben, um eine 'Wasserträger-Funktion' der Konferenz zu vermeiden.

Die geweckte Erwartung, in Kassel Denkanstöße zum Verhältnis von Sozialer Bewegung, Arbeiterbewegung und den Problemen der 3. Welt zur Ökologiebewegung zu erhalten, wurde schon von den Rednern der Eröffnungsdiskussion enttäuscht: Im gleißenden Licht der ZDF-Scheinwerfer trugen Altvater, Haug, Bahro, Negt und von Plato Altbekanntes vor, ohne daß Fragen für diesen Kongreß klar wurden oder man gar inhaltlich kontrovers Stellung zueinander bezogen hätte.
Die weit über tausend Teilnehmer verhielten sich funktionsgerecht als gelangweilt konsumierende Statisten einer zu groß geratenen Pressekonferenz, bei der sich Josef Beuys als Mikrofontechniker bewährte.
Die dialogische Bezug Alexander von Platos auf die Thesen Bahros blieb ebenso ohne Kongreßresonanz, wie Oskar Negts Plädoyer gegen die Gründung der 'Grünen Partei' angesichts der Strauß-Kandidatur und dem Hang der Linken zu deutscher Vereinsmeierei oder auch der ratlose Appell von Bahro gegen eine Spaltung von Ökologie- und Arbeiterbewegung.
In der Vorbereitungszeit zu der Sozialistischen Konferenz wurde eine inhaltliche Strukturierung nicht geleistet. Dies symbolisiert sich schon an der bunten Palette keineswegs neuer Themen im fast 400 Seiten umfassenden Materialienband, in den die Vorbereitungsgruppe all das aufgenommen hatte, was ihr an Vielfalt angeboten worden war. Die Konferenz krankte an dem in der Konzeption eingeschlagenen Mittelweg zwischen einer wissenschaftlich-theoretischen Diskussion von 300 erwählten Teilnehmern, was ursprünglich geplant worden war, und einer Massenkonferenz.
In den Arbeitsgruppen, vermieden die Teilnehmer das Aufeinanderprallen gegensätzlicher Meinungen. Geschah es dennoch, trotz aller Umsicht, wehrte man die Kontroversen mit beruhigend-dämpfender Geste ab. Die Teilnehmer paßten sich aus Unsicherheit der Taktik der Kongreßleitung an. Gleichzeitig wurde wiederholt gefordert, man müsse doch zugespitzer diskutieren. Dazu paßte die Diskussionsform mit endlos langen Rednerlisten, die erst am Nachmittag einen Bezug auf den Gedanken des Redners am Vormittag erlaubte – entsprechend wirr und konzeptionslos verlief denn auch die Diskussion.
Spontane Reaktionen, Einwürfe und gegenseitiger inhaltlicher Bezug wurden zugunsten des "Klimas" zurückgestellt – wahrlich ein schlechtes Omen für den Beginn einer Gemeinsamkeit.
Noch bevor die Teilnehmer ihre Unmut über die Diskrepanz zwischen Erwartungen und Realisierung äußern konnten, verkündete die Vorbereitungsgruppe kurzerhand den wohl schon vor Beginn beschlossenen Kongreßerfolg. Am Samstagabend stimmte man der Einrichtung eines ständigen Sekretärs zu und rief zur Bildung regionaler Debattierzirkel auf. Thema der nächsten Konferenz – dem 2. Streich –: der herrschende Block an der Macht.
Das neue Miteinanderumgehen ließ auf der Sozialistischen Konferenz vergessen der alten, offenbar noch frischen Wunden. Bahro hatte dies zu Beginn der Konferenz programmatisch angekündigt: Die Vergangenheit hinter uns lassen, Konzepte nach vorn entwickeln!
Durch bloße Verdrängung ist aber Vergangenheit nicht zu bewältigen – und die alten Gegensätze waren doch nicht nur schlechte Umgangsformen. Wo aus Angst vor neuen Gegensätzen über die alten und noch bestehenden geschwiegen wird, da stimmt was nicht. Die offene Diskussion auch kontroverser Auffassungen ist eine grundlegende Voraussetzung für Fortschritte in der theoretischen Arbeit. Nachdem die Konferenz dies nicht leistete, wird es erst Recht in den geplanten regionalen Arbeitsgruppen notwendig. In kleineren Zusammenhängen sollte eine Theoriearbeit beginnen, die Probleme der politischen Alltagspraxis, wie etwa das Politikverständnis in zukünftigen Kommunalwahlbündnissen gegenüber beteiligten Basis- und Bürgerinitiativen, aufgreift. Durch die Kritik eigener Vorgehensweisen sollte ein Lernprozeß der Beteiligten eingeleitet werden, der dann auch wieder in die Praxis umgesetzt werden kann.
Dabei erscheint es wichtig, auf gelungene Ansätze der letzten Zeit (Initiativgruppen zum Russell-Tribunal, Betriebs- und Ökologiegruppen und auch den Pfingstkongreß) zurückzugreifen und auch die Gruppen und Individuen der Sponti-Scene, die beim Kongreß nicht beteiligt waren miteinzubeziehen.
Mit einer Theoriediskussion, die kontroverse, aber offen dargelegte Meinungen toleriert und auch auf eine praktische Umsetzung der Ergebnisse abzielt, wäre ein gewichtiger Schritt zugunsten einer kritischen Gemeinsamkeit der Linken getan, der auch die Zusammenarbeit in den vielfältigen Betriebs-, Bürgerinitiativ- und Ökologiegruppen verändern könnte. Tschüß, bis zum nächsten Mal.

BIRGIT SCHULTE/
NORBERT SASSMANNSHAUSEN/
MATTHIAS MÖLLER

Aus dem Französischen von Michel R. Lang und Gudrun Küsel
288 Seiten. Broschiert. DM 32,–

„Afrika ist das letzte Jagdgebiet der Welt, in dem sich Treiber und Wilderer noch ungestraft ihre Beute streitig machen dürfen. Der Kontinent wird von den imperialistischen Großmächten behandelt, als hätten die afrikanischen Länder keine eigene politische Existenzberechtigung." *(Jean Ziegler)*

„Seine Art, die politische Entwicklung Afrikas darzustellen, weist apokalyptische Züge auf."
Le Monde

Luchterhand

Großer Ratschlag

Das Sozialistische Büro

Ein Gespräch mit Oskar Negt

Mit seinen programmatischen Beiträgen "Nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen organisieren!" ("links", Dezember 1972) und "Zur Dialektik von Erfahrung, Emanzipation und Organisation" ("links", Juli/August 1975) hat Oskar Negt jenes politische Selbstverständnis formuliert und geprägt, das weit über den organisatorischen Ansatz des Sozialistischen Büros hinaus gemeinsame Orientierungspunkte der undogmatischen Linken ausdrückte. Nicht zuletzt die "Grünen" und ihr Echo in der Linken sind ein Ausdruck des Zerbröckelns solcher Gemeinsamkeiten. Wir veröffentlichen nachstehen einen Auszug aus einem längeren Gespräch zur Aktualität des Interessen-Konzepts und darauf bezogener Organisationsvorstellungen. Der vollständige Text beginnt mit einer Auseinandersetzung mit der Strauß-Kandidatur und enthält eine scharfe Kritik an der parlamentarischen Strategie der "Grünen".

Er ist in dem von Roland Roth herausgegebenen Band "Parlamentarisches Ritual und politische Alternativen" (Campus-Verlag 1980) nachzulesen. Wir danken dem Verlag für die Abdruckgenehmigung und möchten auch die weiteren Beiträge dieses Bandes (zur Lage vor den Bundestagswahlen, Parlamentarisierung des ökologischen Protests, Bürgerinitiativen und Alternativ-Szene, zur Situation der Ökologiebewegung in Frankreich, Skandinavien und den USA und zur Radikalen Partei Italiens) als Vorbereitungs-Lektüre für den "Großen Ratschlag" empfehlen.

ROTH: *Mit Deinem Beitrag "Nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen organisieren" bist Du einer der theoretischen Exponenten des basis- und interessenorientierten Konzepts alternativer politischer Praxis. Gibt es nicht in der Tat Anzeichen für ein Scheitern dieses Konzepts? Mit der Gründung des Sozialistischen Büros wurde schon Ende der sechziger Jahre ein organisierender Fokus für die Zusammenarbeit von politischen Aktivisten aus verschiedenen Arbeitsbereichen – vor allem der Schule, im Bereich der Sozialarbeit, auch aus den Produktion, dem Gesundheitswesen etc. – und Lebenszusammenhängen geschaffen. Das SB hat zwar eine gewisse Ausweitung und Konsolidierung seiner politischen Ansätze leisten können, aber sein Einfluß auf eine Dämpfung oder gar Verhinderung der großen Wellenbewegung von Über- und Unterpolitisierung in den letzten Jahren, von denen vorhin der politische Einfluß lativ gering. In den letzten Jahren scheint zudem der politische Einfluß des SB zurückzugehen, seine organisatorische Entwicklung stagniert. Nun waren die basisorientierten Politikvorstellungen keineswegs auf das SB als politischen Ansatz beschränkt. Seine Entwicklung wäre kein zureichender Indikator für Erfolg und Realisierbarkeit der basisorientierten Politikvorstellung, die an Alltagsinteressen ansetzt. Die starke Mobilisierungswirkung der Ökologiebewegung und das hektische Engagement in Richtung Parlament deuten doch darauf hin, daß für die Individuen eine an Kontinuität, Langfristigkeit und mühseligen Lernprozessen orientierte Politikvorstellung schwierig, wenn nicht gar unattraktiv geworden ist. Eine Politikvorstellung für die Veteranen der Bewegung, die genügend Stabilität und langen Atem mitbringen. Gegenüber den politischen Bedürfnissen, die sich in der Alternativszene, der Ökologiebewegung und anderswo ausdrücken, erscheint diese Art des Politikmachens als kalte, langwierige, reformistische Arbeit, mit vielen Versagungen und deformierenden Auswirkungen beim Sich-Einlassen auf gesellschaftliche Institutionen. Ist diese basisorientierte Politikvorstellung nach der langen ökonomischen Krise der siebziger Jahre, der damit einhergehenden zweiten politischen Restaurationsphase in der Geschichte der Bundesrepublik und angesichts der neuen sozialen Bewegungen selbst überholt und gescheitert?*

NEGT: Um endgültig darüber zu entscheiden, ob eine Konzeption der Politisierung von Interessen in Bereichen der Industriebetriebe, der Schulen, der Krankenhäuser oder der Auffanginstitutionen der Sozialarbeit, ob also politische Arbeit richtig oder falsch ist, reichen fünf oder sechs Jahre nicht aus. Für die Beurteilung, ob unser Ansatz einer basisorientierten Politik, wie sie im Sozialistischen Büro praktiziert wurde, historisch überholt ist oder nicht, würde ich trotz des verengten Zeitmaßes von Aktivitäten und der Dringlichkeit von Bedürfnissen, die auf eine radikale Wende drängen, etwas größere Zeiträume für notwendig halten.

Wer von apokalyptischen Erwartungen ausgeht, steht zwangsläufig unter dem Druck, keine Zeit zu verlieren. Nur möchte ich hier an einen Satz von Kant erinnern, daß das Bedürfnis nach Gott kein Beweis seiner Existenz ist; auch die drängenden Bedürfnisse, die Ruinierung der gesellschaftlichen Umwelt durch völlig verselbständigtes, die Energiequellen der Erde unverantwortlich aufzehrendes Wirtschaftswachstum abzuwenden, können zu einer Verzerrung der Zeitperspektiven führen, die gerade das, was die Hautnähe der Probleme ausmacht und was zweifellos Lebensinteressen berührt, durch theorieloses Experimentieren verlangsamen oder am Ende sogar zerstören. Das Gefährlichste an der gegenwärtigen Entwicklung der Linken wäre, daß Organisationsformen, die sich in bestimmten Bereichen der politischen Aktivität bewährt und vor allem auch stabile Orientierungen bewirkt haben, in diesem Prozeß ausgelöst werden, ohne daß deren Vorzüge, nämlich eine gewisse Kontinuität der politischen Arbeit, in anderen Organisationsformen aufgehoben werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich einige Bemerkungen zum gegenwärtigen Stand des Sozialistischen Büros machen. Ich bin nicht der Auffassung, daß wir Gründe haben, uns oberlehrerhaft als Bewahrer einer richtigen Konzeption zu betätigen und immer wieder darauf zu verweisen, welche Erfolge wir doch mit dieser basisorientierten Politik gehabt haben. Ich halte es für gut, daß wir von außen mit einer Bewegung konfrontiert werden, die uns die Möglichkeit gibt, radikale Selbstkritik zu üben und damit Perspektiven sichtbar zu machen, die ursprüngliche Konzeption unter veränderten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen weiterzudenken, Probleme neu zu diskutieren und damit auch eine gewisse innere Dynamik der Organisationspraxis zu gewinnen, die uns offenbar abhanden gekommen ist.

Wenn ich den Arbeitsfeldansatz nehme, ein organisatorisches Grundprinzip des Sozialistischen Büros, so ist selbstverständlich nie damit gemeint gewesen, einer berufsständischen Verengung des Politikbegriffs das Wort zu reden. Es ging vielmehr darum, im konkreten Lebens- und Arbeitszusammenhang Politik zu verankern und die der bürgerlichen Öffentlichkeit entsprechende Stellvertreterpolitik zu überwinden. Ich glaube, die Arbeitsfelder haben sich, was die politische Praxis, ja sogar die spezifische Theoriebildung anbetrifft, bewährt. Der Umkreis derjenigen, die sich an den Arbeitsfeldmaterialien für ihre eigene Tätigkeit orientiert haben, ist wesentlich größer gewesen als derjenigen, die in diesen Arbeitsfeldern unmittelbar tätig waren. Auch scheint es mir kein Problem gewesen zu sein, die Arbeitsfelder überregional zusammenzufassen und damit einen Erfahrungsaustausch durch zentrale Tagungen und Publikationen zu organisieren. Die Einführung von Einzelmitgliedschaften, die ursprünglich wohl auch abgelehnt wurde, um den studentischen Überhang in der Organisation einzudämmen, hat dazu geführt, daß sich neben den Arbeitsfeldern lokale Organisationskerne bildeten, die ihre Aufgabe, die Arbeitsfeldprobleme politisch zu generalisieren, nicht wahrnehmen konnten. Sicherlich ist das nicht an allen Orten gescheitert. Aber dieses Nebeneinander von Arbeitsfeld- und Mitgliederorganisation hat nicht bewirkt, was wir damit beabsichtigt haben: nämlich eine politische Vereinheitlichung und Verallgemeinerung der konkreten Arbeit in den Arbeitsfeldern an Ort und Stelle.

Dieser innerorganisatorische Widerspruch ist in seinen blockierenden Tendenzen kritisch nicht wirklich aufgearbeitet worden. Ganz falsch wäre es jedoch, zu meinen, die Abschaffung der Arbeitsfeldorganisation wäre der richtige Ausweg. Vielmehr glaube ich, daß der Arbeitsfeldansatz einer der wirklich produktiven Beiträge des Sozialistischen Büros zu jeder möglichen Organisationspraxis ist, die sich legitimerweise sozialistisch nennen kann. Ich kann mir denken, daß dieser Widerspruch auf eine ganz andere Weise gelöst werden könnte, und in gewissem Sinne können wir da von den Grünen etwas lernen.

Drei Aufgaben sehe ich, die eine Weiterführung der Organisationspraxis und der politischen Stoßrichtung des Sozialistischen Büros beinhalten: Ich halte es erstens für sinnvoll, eine stärkere Kommunalisierung der lokalen Organisationsstruktur zu betreiben, um damit die Initiativen, die es an Ort und Stelle in den einzelnen Arbeitsfeldern und in den verschiedenen Bürgerinitiativen gibt, zusammenzufassen, stärker zu strukturieren und ihnen eine gewisse institutionelle Stabilität zu geben. Eine solche Kommunalisierung ist durchaus verknüpfbar mit dem Versuch, Vertreter dieser alternativen Gruppierungen in die Kommunalparlamente zu bekommen. Ich habe schon angedeutet, daß man in diese Kommunalparlamente keineswegs nur mit der

Absicht gehen sollte, Entscheidungen zu verhindern oder andere Entscheidungen zustandezubringen. Viele der Entscheidungen, welche eine Stadt oder eine Landgemeinde betreffen, werden anderswo getroffen. Wichtig ist aber doch, diese Parlamente als Formen der sichtbaren Auseinandersetzung mit Lebensinteressen zu verstehen, die die Menschen unmittelbar berühren.

Im Sinne der Verallgemeinerung und Konkretisierung sozialistischer Politik halte ich zweitens die Verlebendigung der Theoriebildungsprozesse und der theoretischen Auseinandersetzung für unabdingbar. Manche Publikationen des Sozialistischen Büros erwecken den Eindruck, als seien sie Resultat eines vielfachen Filters, bei dem dann nur noch ein total ausgewogener, langweiliger Extrakt herauskommt. Die theoretischen Auseinandersetzungen bedürfen aber, wenn sie lebendig sein sollen, der Ecken und Kanten: sie müssen zugespitzt sein, damit ein Klima der Auseinandersetzung stattfindet. Hier können wir von linken italienischen Zeitungen und Zeitschriften sehr viel lernen. Es ist nicht notwendig, daß immer eine ausgewogene vorherrschende Position vertreten wird. Sinnvoll ist auch, radikal abweichende Meinungen, ja Konservative und Liberale zu Wort kommen zu lassen. Wir müssen vermeiden, daß nur die angesprochen werden, die schon überzeugt sind. Ich sehe eine wichtige Aufgabe des Sozialistischen Büros, das mit Recht die sektiererische Abgrenzung verworfen hat und seinen spezifischen Arbeitsauftrag als "überfraktionelles Bewußtsein" versteht, gerade darin, den Linken in ihren kontroversen Positionen zur Sprache zu verhelfen. Das bedeutet keineswegs Positionslosigkeit, sondern ein gutes Erbstück materialistischer Dialektik, nämlich in die Stärke des Gegners einzugehen, um die eigene Position zu stabilisieren. Wenn ich mir ansehe, welches intellektuelle Potential objektiv im Sozialistischen Büro und dessen Umkreis versammelt ist, so bin ich bestürzt darüber, wie wenig sich diese Linksintellektuellen in dem behauptet haben, was sie wirklich können, nämlich Analysen und Theorie zu produzieren. Häufig leiden sie unter einem Minderwertigkeitskomplex und setzen sich, in völligem Widerspruch zu ihrer eigentlichen Qualifikation, die ja langfristig immer mehr gebraucht wird, die gestohlene Kappe des Proletariats auf, um als Intellektuelle möglichst nicht erkennbar zu sein. Vermutlich hat diese Scheinidentität an Bedeutung abgenommen, aber sie hat sich nur verschoben. Viele bekennen sich nach wir vor nicht zu dem, worin ihre eigentlichen Fähigkeiten bestehen.

Das führt mich drittens zu dem Punkt, der einen zentralen Mangel der bisherigen Arbeit des Sozialistischen Büros bezeichnet. Immer stärker tritt in den Vordergrund, daß in dem Maße, wie auch die kulturellen Krisen des Kapitalismus zunehmen, Zusammenhänge einer politischen Kultur für jeden Schritt politischer Arbeit unbedingt notwendig sind. Obwohl sich das Sozialistische Büro als Träger eines undogmatischen Marxismus betrachtet, gilt doch bisher die Kultur als Abgeleitetes, als etwas, das, am Maßstab der harten Materie von Organisation, Ökonomie, Politik gemessen, abfällt. Literarische Produktionen werden auch dort, wo sie die Zeitverhältnisse genauer erfassen als jede trockene politische oder ökonomische Analyse, ignoriert oder so behandelt, als wäre Kultur nicht so wichtig. Die Zeitschrift "links" bringt kaum kulturelle Kontroversen mit Gesprächen, polemischen Auseinandersetzungen, ironischen Spitzen. Dadurch erfolgt eine Abspaltung des Bereichs politischer Kultur von der politischen Arbeit. Der kulturelle Bereich wird gewissermaßen von linken Kulturzeitschriften verwaltet. Ihnen fehlt jedoch die organisierende Kraft der Organisation. Wie ernst dieses Problem der Abspaltung ist, wird sichtbar, wenn man bedenkt, daß gerade bürgerliche Öffentlichkeit ihre bestimmenden Mechanismen in dieser Trennung des Politischen von der Kultur als Lebenszusammenhang hat. Ein stärkeres Gewicht auf die Formen und Ausdrucksmöglichkeiten der Kultur zu legen, würde für das Sozialistische Büro keine prinzipielle Abwendung vom bisherigen Ansatz bedeuten, wohl aber dessen Fortführung und Erweiterung. Sicherlich hat diese Verknappung der Zeit, in der Dinge ausgetragen werden, etwas mit der Veränderung gesellschaftlicher Bedingungen, wahrscheinlich auch der Sozialisationsbedingungen zu tun. Der radikale Wechsel von Konzeption zu Konzeption, das schnelle Eingeständnis, etwas sei gescheitert, ist ein wesentlicher Unbewußtseinszustand zumindest der westdeutschen Linken, der hier besonders gefährlich ist, weil sich in diesem linken Spektrum sonst nicht allzuviel bewegt. Man nehme doch einmal die Zeitdimensionen, in denen sich die Traditionen und Organisationsformen der III. Internationale bewegt haben, wo Erfahrungen, Rückschläge und Probleme in einem Zeitraum von 30, 40 Jahren bearbeitet werden konnten, und vergleiche damit den hektischen Wechsel von Konzeptionen in der westdeutschen Linken innerhalb der letzten zehn Jahre: zunächst Protestbewegung, wenig später Randgruppenstrategie, Aufbauorganisationen, auf die sehr viele gesetzt haben, parallel dazu Aufbau des SB, fünf, sechs Jahre später "Deutscher Herbst', Resignation, wo viele sagten, nun kann man politische gar nichts mehr tun, heute Ökologiebewegung und parlamentarische Orientierungen. Innerhalb von zehn Jahren hat sich ein solch rascher Wechsel von politischen Konzeptionen vollzogen, daß man von einem Klima der Gründerjahre sprechen kann. Zu diesem Gründungsfieber rechnen auch die Spekulationen mit Expansionen im Medien- und Publikationssektor, wo ausgesprochen risikohaft kalkuliert wird, mit Krediten, die eigentlich den Untergang schon einplanen. Das gilt! nicht nur für die beiden Tageszeitungsprojekte, fast jede Zeitschrift versucht einen Verlag zu gründen.

Angesichts dieses nervösen Gründungsfiebers mit schwindelhaften Zeitdimensionen scheint es mir heute besonders notwendig, die theoretische Arbeit zu verstärken. Das ist keine Form von Resignation; im Gegenteilt: ich kann mir linke Politik nicht ohne Theoriearbeit vorstellen. Ihr Ziel ist ein präzises Bild, ein gemeinsames Selbstverständnis und Bewußtsein dessen, was abläuft – durchaus im Marxschen Sinne, der einmal sagte, Kommunismus ist keine Projektion, keine Utopie, sondern das Begreifen dessen, was unter unseren Augen abläuft. In unserem Zusammenhang hieße das, Theorie benennt die Erfahrungsschritte, die gemacht worden sind und abgebrochen wurden, weil nur so neue Erfahrungen gemacht werden können. Sollte z.B. das SB scheitern, heißt dies keinesfalls, daß diese politische Konzeption gescheitert ist,

ST

Neue Folge

Norbert Kostede
Staat und Demokratie
Studien zur politischen Theorie des Marxismus
Soziologische Texte – Neue Folge
Band 118. 188 Seiten. kart. DM 30,–

Einschneidende Defizite der politischen Theorie des Marxismus fordern die erneute Auseinandersetzung mit den alternativen Positionen bürgerlicher Sozialwissenschaft. In drei ineinandergreifenden Studien der Staats- und Demokratietheorie stellt Kostede die marxistischen Thesen und Ableitungen vor, kritisiert sie und konfrontiert sie mit den Auffassungen der politischen Soziologie und Sozialtheorie. Ohne der Terminilogie marxologischer oder soziologischer Geheimwissenschaft anheimzufallen diskutiert er auch die neueren staatstheoretischen Probleme.

„Die Antwort auf die Frage ‚Was ist der Staat' ist von prägender Kraft für alle weiteren politischen Reflektionen, seien es die Bereiche der Legitimations- oder Demokratietheorie, oder sei es die Frage nach der historischen Konstruktion des Staates."

„Seit niemand mehr behaupten kann, er sei der Staat, ist die Sache schwierig geworden. Noch jeder prominente Autor, der die großen Linien der politischen Theoriegeschichte gezeichnet hat, berichtet, daß man alles mögliche und sehr Verschiedenes als ‚Staat' bezeichnet hat: Aufgabe und Instrumente, Rollen und Institutionen, Handlungs- und Denkweisen."

Luchterhand

sondern ist es vielmehr ein Abbrechen. Bei einer ausgetragenen Konzeption müßten sich Punkte angeben lassen, die aus angebbaren Gründen verändert werden können. Diese notwendige Anstrengung wird von einem Klima der gesellschaftlichen Motivationslosigkeit und einer allgemeinen Ungeduld der Veränderung überlagert. Das Gründungsfieber erfaßt natürlich auch die Subjekte, die daran beteiligt sind, d.h. es geht alles viel zu langsam, gemessen an den Bedürfnissen nach Veränderung. Radikale gesellschaftliche Veränderungen will man nicht nur zu Lebzeiten, sondern möglichst noch als Student oder mit 30 Jahren erleben. Thomas Ziehe hat auf die Möglichkeit hingewiesen, daß sich selbst bei Charakterstrukturen eine extreme Beschleunigung in der Veränderungsgeschwindigkeit ergeben haben könnte. Während sich autoritäre Charakterstrukturen in mehreren Jahrhunderten herausgebildet haben, scheinen sich die Elemente des neuen Sozialisationstyps, wie er sie im Auge hat, wesentlich rascher durchzusetzen.

Die Konzeption "Nach Interessen, nicht nach Köpfen organisieren" halte ich nach wie vor für tragfähig. Was sich demgegenüber in der Ökologiebewegung an Bedürfnissen ausdrückt, hat eine sehr viel schmalere Zeitspanne. Es sind vor allem angstbesetzte Bedürfnisse, die auf rasche Reduktion drängen. Du kannst mit einer individuell empfundenen Angst nicht Jahrzehnte leben, sie muß schnell aufgehoben werden. Das Angstelement, scheint mir, ist neu in die Bedürfnisstrukturen hineingekommen, wobei ich vermute, daß es nicht nur Ängste in Bezug auf die Umwelt sind, sondern sehr vielfältige Existenzängste. Nicht alle, die in der Ökologiebewegung mitmachen, fühlen sich von Kernkraftwerken bedroht, sondern sie zieht viele andere Ängste und Enttäuschungen an. Angst, als neues Element in der Bedürfnisdefinition, bewirkt dabei notwendig eine Verkürzung des Erwartungs- und Wertehorizonts. Dies zwingt zunächst zu einer Erweiterung und Konkretisierung von Bedürfnissen und Interessen und in gewisser Weise auch zu einer Radikalisierung. Politisch brisant wird allerdings die Frage, wie werden diese Ängste nun als politische Motive stabilisiert. Denn daß diese Angstreduktion nicht innerhalb von zwei, drei Jahren zustande kommen kann, scheint mir offensichtlich zu sein. Auch Angstreduktion kann nur kollektiv verallgemeinernd in langfristigen Politisierungsprozessen erfolgen, weil sich anders Machtverhältnisse nicht verändern lassen. Das System stürzt nicht einfach ein und dankt zugunsten einer Bewegung ab, die es übernimmt. Damit ist das politische Problem, wo ansetzen, um eine Verallgemeinerung dieser angstbesetzten Bedürfnisse zu ermöglichen, auch dann, wenn das SB sich als Organisation auflöst, nicht gelöst oder außer Kraft gesetzt. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß sich andere Organisationsformen entwickeln; sie werden allerdings vor ähnlichen Problemstellungen stehen, die durch einen Rückgriff auf traditionelle Muster nicht dauerhaft gelöst werden können. Gleich wie das Organisationsgeflecht aussieht, es wird sich dem Problem der Einbeziehung der Subjekte, ihrer Bedürfnisse, Interessen und Lebenszusammenhänge, stellen müssen. Die im Sozialistischen Büro ansatzweise erprobten Formen haben sich dadurch ausgezeichnet, Entlastungen nicht einfach dadurch zu schaffen wie in traditionellen Organisationen, daß die Ansprechsebene der Subjekte ausgeklammert wird. Daß dies auch nicht mehr möglich ist, liegt an der kapitalistischen Entwicklung selbst. In dem Augenblick, wo der Kapitalismus einen Reichtum produziert, der auf Aneignung durch die Individuen drängt, wo die Subjekte nicht mehr einsehen, daß sie verzichten müssen, wird die subkeitive Dimension zum konstitutiven Moment von politischen Prozessen.

Diese Dimension von Realität wurde im Sozialistischen Büro nicht ausgeblendet, darum kann von einem Scheitern der Konzeption nicht gesprochen werden. Unter den beschriebenen subjektiven Voraussetzungen geht es eben vielen Leuten zu langsam, die Arbeit ist zu klein, die Blockierungen sind zu stark.

ROTH: *Bei der Arbeit des Sozialistischen Büros fallen mir zwei weitere Probleme auf, die allerdings auch allgemeineren Charakter haben dürften. In welchem Verhältnis stehen eigentlich organisierte politische Ansätze wie das Sozialistische Büro zu sozialen Bewegungen, wie der Ökologiebewegung oder der Frauenbewegung. In diesen Bewegungen entfaltet sich selbst eine andere Radikalität, Bedürfnisstruktur, Zeitstruktur, die zunächst quer zu Alltagsstrukturen und darauf bezogenen politischen Ansätzen stehen. Zwar wurde auf einigen Arbeitstagungen und Kongressen ein produktiver Weg zur gemeinsamen Diskussion entwickelt, im Grunde stellt sich aber die Frage des Engagements immer noch für viele alternativ. Die Angebote etwa der Ökologiebewegung erscheinen dabei wesentlich fundamentaler, zumal auch Fragen der Lebensweise, des Lebensstils angesprochen werden. Ein zweites Problem sehe ich in der Erfahrung, daß sich unterhalb des Engagements in den beschriebenen politischen Wellen des letzten Jahrzehnts bei der Generation, die schon mehrere Phasen durchlaufen hat, eine zunehmende Privatisierung feststellen läßt. Dem kommen die Strukturen der Ökologiebewegung, vor allem die daraus entstandenen parlamentarischen Versuche, sehr entgegen, indem sie – sieht man von einem kleinen Kern von Aktiven ab – nur geringe Anforderungen an das Engagement des Einzelnen stellen. Gelegentliche Großdemonstrationen, das Tragen von Symbolen und einige neue Elemente im eigenen Lebensstil genügen, um dabei zu sein. Selbst der wenig zeitaufwendige Wahlakt gelangt wieder zur Ehre, als politische Praxis anerkannt zu werden. Gemessen an den großen politischen Ansprüchen, die mit der Entwicklung der Aufbauorganisation alltäglich für den Einzelnen verbunden waren, stellen die parlamentarischen Versuche eine politische Entlastung dar. Ich sehe bei vielen ein Sich-Einrichten in einer relativen Entpolitisierung, die mit gelegentlichen Anleihen bei den neuen sozialen Bewegungen überdeckt wird. Wieweit beide Ebenen auseinanderfallen können, mag vielleicht daran deutlich werden, daß es entgegen des politischen Katastrophenbewußtseins, der Spekulation à la Baisse, in der Linken eine breite Welle des Kinderkriegens gibt, also eine Orientierung auf neue Generationen stattfindet, die quer steht zu den Titanic-Vorstellungen auf politischer Ebene. Ist das nur eine Generationsfrage oder ein strukturelles Problem, wenn unterhalb von Großdemonstrationen und politischer Symbolik, viele Alltagsbereiche – auch die Berufstätigkeit – wieder privatisiert werden und die Individuen sich dadurch politisch stark entlasten? Verweist dies darauf, daß in den politischen Gründerjahren der jüngsten Zeit auch eine Fülle von Schwinderunternehmen und künstlichen Bomms entstehen, die individuell gar nicht getragen werden?*

NEGT: Du hast von Entlastung gesprochen. Was für mich bewunderungswürdig ist, ist die Art und Weise, wie traditionelle Organisationen eine Ausgewogenheit zwischen individueller Belastung und Entlastung geleistet haben. Ich kann mir auch Politisierungsprozesse nicht als Dauerbelastung vorstellen. Dies ist nur in quasi-religiösen Bewegungen möglich, die bald scheitern müssen. Wenn Du ständig, und das bedeutet das Moment der Überpolitisierung, wie im KBW, die Revolution machen mußt, also im Dauereinsatz bist, aber die Revolution nicht läuft und damit keine Entlastung durch die objektive Entwicklung erfolgt, kann daraus keine dauerhafte politische Orientierung erfolgen. In revolutionären Zeiten, wenn sich die Verhältnisse rasch ändern, ist eine starke individuelle Belastung möglich, die sogar als Entlastung, als Befreiung erfahren wird. In stagnierenden Situationen entwickelt sich etwas Drogenähnliches, Aufputschformen, die eine Erlebniswelt haben, wie die Großdemonstrationen, wo man sich ozeanisch oder symbiotisch aufgehoben fühlt und sich mit kollektiver Energie auffüllt, die bis zur nächsten Demonstration reicht. Insoweit ist diese Trennung von punktueller Einbindung in Kollektivität und fortexistierender Privatheit eine Form, auf die sich der Erfolg der Ökologiebewegung stützt. Sie läßt die Leute in ihrem privaten Alltag unberührt. Es hält dort niemand eine Rede und klagt sie an, daß sie zu wenig machen, daß sie ihr Leben verändern und politischer werden sollen, wie das in der Protestbewegung noch der Fall war. Das war damals neu und überraschend. Wenn heute jemand ständig politische Aktivität und Veränderung fordert, würde er eine Belastung herstellen, die sicherlich eine zusätzliche Privatisierung zur Folge hätte. Für mich ist dieses Problem der Entlastung ein zentrales politisches Problem. Das Sozialistische Büro hatte das in besonderer Weise angesprochen. Auf der einen Seite war es eine Belastung, daß nur der Mitglied werden konnte, der in einem Arbeitsfeld oder Projekt aktiv mitarbeitete. Dies bedeutete andererseits eine Entlastung für viele, die sich am SB nur orientierten. Es gab eine offene Form der Orientierung, man mußte nicht unbedingt Mitglied sein, um an verschiedenen Aktivitäten teilzunehmen. Es wurde in dieser Richtung kein Druck ausgeübt. Aber wie läßt sich diese Form der Entlastung durch Orientierung organisatorisch fassen, und zwar so, daß man den Vorteil traditioneller Organisationen sicher, auch längere geschichtliche Perioden der Absicherung des Erreichten und der bloßen Verteidigung durchzustehen? Der Stalinismus war ja unter anderem deshalb so furchtbar, weil jedes Verhalten eines Mitglieds der Kommunistischen Partei ein kontrolliertes, auf die Partei bezogenes Verhalten war. Jedes Parteimitglied war potentieller Citoyen, es konnte sich nicht als Bourgeois verhalten, und das bezeichnet die terroristische Komponente in den traditionellen Organisationen. Die Sozialdemokratie hat es immer mit der Entlastung durch bloße Mitgliedschaften gehalten. Es konnte jemand Mitglied sein, der sich sein Leben lang politisch nicht betätigt hat.

Neben diesem Kategorienpaar Belastung/Entlastung sehe ich in Distanz/Nähe ein wei-

teres, das zentrale Probleme aktueller und künftiger politischer Organisierung benennt. Wenn in einer Organisation eine Nähe hergestellt wird, die familienähnliche Formen hat, muß sie Sektencharakter annehmen. Es wird dabei eine Nähe hergestellt, wo jede Bewegung, jeder Gedanke, jede Außenbeziehung bedrohlich wirkt. Organisationsstrukturen müssen dagegen eine Distanz zur Privatheit sichern, als Form der Entlastung. Aber diese Distanz kann unter unseren Voraussetzungen auch nicht so groß sein, daß es der Organisation völlig egal ist, was der Einzelne macht. Diese beiden Dialektiken von Distanz und Nähe, Belastung und Entlastung auszugleichen und zu stabilisieren, halte ich bei jeder Organisationsform für zentral. Wo das nicht stattfindet, sondern parallel häufig, wie bei einer aufputschenden Bewegung, die völlig von dem entlastet, was jeder alltäglich macht, oder bei alternativen Projekten, die sich völlig privatisieren, ist der Stachel des Politischen weg und zwar auf beiden Seiten. Es erfolgt eine Privatisierung solcher Bewegungen. Es sammeln sich private Subjekte und solidarisieren sich sinnlich faßbar. Hans-Jürgen Krahl hat das einmal sehr schön ausgedrückt: es findet eine private Aneignung von Politik statt – ohne gleichzeitige Politisierung des Privaten.

Zu Deinem ersten Problempunkt kann ich nicht sehr viel sagen. Aber Frauenbewegungen und Ökologiebewegung sind ganz verschieden in den Motiven und im Zwang zur Konkretion. Die Frauenbewegung bezieht sich auf die verflochtenen Formen von Alltagsunterdrückung, der doppelten Unterdrückung von patriarchalischer Struktur und Lohnarbeitsverhältnis, und entwickelt aus diesen Motiven heraus den Zwang, auf die Komplexität von Unterdrückung einzugehen. Der Protest gegen die doppelte Ausbeutung kann, wenn er konkrete Gestalt annimmt, auf Vermittlungen gar nicht verzichten. Wir haben schon darüber gesprochen, daß dieser alltägliche Interessenzusammenhang in dieser direkten Weise bei der Ökologiebewegung nicht gegeben ist, dort eher unterschiedliche politische Motive eine bedeutende Rolle spielen.

Um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, ich halte es für durchaus denkbar, daß in der nächsten Zeit eine nicht zu vereinheitlichende Palette von Organisationsformen nebeneinander bestehen. Organisationsformen, die allerdings an denselben Problemen arbeiten müssen und meist durch informelle Kader – wie auch die Ökologiebewegung – stabilisiert werden. Die Palette reicht von Ein-Punkt-Bewegungen, die bei konkreten Anlässen entstehen, stabileren Organisationsgebilden wie das Sozialistische Büro, oder auch Kommunikationszusammenhänge, die diesen unmittelbar politischen Anspruch nicht haben. Nur scheint mir in dieser Vielfalt die traditionelle Organisationsform am wenigsten geeignet, genau die Probleme zu lösen, über die wir geradet haben. Ich glaube nicht, daß sich dieser Zustand heute überwinden läßt und schnelle Vereinheitlichungen möglich sind. Allerdings sollten alle Organisationsformen in ihrer Produktivität an zwei Maßstäben gemessen werden: inwieweit sie Interessen und Bedürfnisse der Individuen aufgreifen und zulassen und ob sie die Tendenz zur Verallgemeinerung dieser Interessen und Bedürfnisse in sich tragen, d.h. Machtverhältnisse wahrnehmen und gegen sie gerichtet sind.

Großer Ratschlag

Radikaler Humanismus und Ideologie

Erich Fromm und das Haben

Im derzeitigen Prozeß der Formierung einer industriekritischen Massenbewegung in der BRD nehmen weltanschauliche Erörterungen einen außergewöhnlich großen Raum ein. Hiervon zeugt etwa der Versuch Rudolf Bahros, unter Hinweis auf biblische Traditionen eine ideologische Brücke zwischen Alternativlern, Sozialisten und 'Wertkonservativen' zu schlagen. Als Gewährsmann für einen solchen Brückenschlag scheint sich Erich Fromm anzubieten.

Von einer Gesellschaft des Habens

'Haben oder Sein', das eine Zusammenfassung aller Motive und Theoreme des kürzlich verstorbenen Sozialphilosophen, Psychoanalytikers und engagierten Gesellschaftskritikers beinhaltet, hat bereits eine Auflage von 180.000 erreicht und steht seit Wochen auf der Bestellerliste des SPIEGEL.

Dieser Erfolgt erklärt sich aus einem weitverbreiteten Bedürfnis nach Sinn und Orientierung, welches Wissenschaft und Aufklärung sowie die zerfallende Leistungsethik des Kapitalismus nach sich ziehen.

Titel wie 'Haben oder Sein', die Aufschluß über 'die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft' verheißen, kommen diesem Bedürfnis entgegen und kurbeln zudem die kommerzielle und geplante Ideologieproduktion an. Charakteristisch für dies ideologische Klima ist z.B. die Diskussion, die auf dem Parteitag der Grünen in Saarbrücken über das Problem der Arbeitszeitverkürzung geführt wurde. Unter anderem wurde den Befürwortern einer radikalen Arbeitszeitverkürzung von ihren Gegnern nicht etwa eingewandt, daß eine solche Forderung die Ertragslage der Unternehmen gefährden könnte, sondern – unter Berufung auf Erich Fromm, daß aus einer solchen Forderung eine 'Habenmentalität' spreche.

"Die Existenzweise des Habens leitet sich vom Privateigentum ab. In dieser Existenzweise zählt einzig und allein die Aneignung und das uneingeschränkte Recht, das Erworbene zu behalten. Die Habenorientierung schließt andere aus und verlangt mir keine weiteren Anstrengungen ab, um meinen Besitz zu behalten bzw. produktiven Gebrauch davon zu machen. Es ist die Haltung, die im Buddhismus als Gier, in der jüdischen und christlichen Religion als Habsucht bezeichnet wird. Sie verwandelt alle und alles in tote, meiner Macht unterworfene Objekte." (E. Fromm, Haben oder Sein, München 1980, S. 79)

Wer war Erich Fromm?

Von der Frankfurter Schule zur humanistischen Religiosität

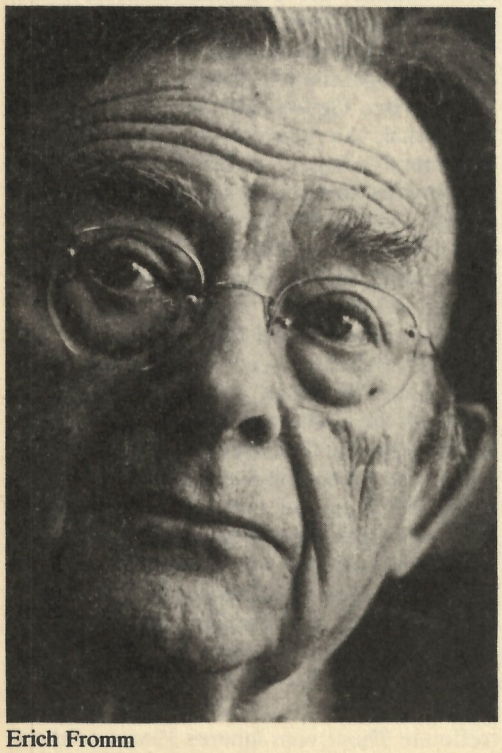
Fromm wurde im Jahre 1900 als Sohn einer thoratreuen jüdischen Familie in Frankfurt/M. geboren, studierte in Frankfurt, Heidelberg Philosophie, Soziologie und Psychologie, um dort im Jahre 1922 bei dem Kultursoziologen Alfred Weber (dem Bruder von Max Webers) mit einer Arbeit über die Funktion des jüdischen Gesetzes zu promovieren. Obwohl Erich Fromm später unter dem Einfluß der Psychoanalyse nicht mehr der Halachah (dem jüdischen Zeremonialgesetz) folgte, bleiben für ihn Motive der jüdischen Bibel bis zuletzt prägend – und zwar insbesondere die Erzählung über den Auszug der Israeliten aus der Sklaverei des reichen Ägypten in die Armut und Freiheit der Wüste, die auf soziale Gerechtigkeit pochende Bußpredigt der Propheten sowie die messianischen Verheißungen einer befriedeten Erde.

Nach seinem Studium unterzog er sich in Berlin einer psychoanalytischen Ausbildung sowie einer Psychoanalyse in München und begann daraufhin, ab 1926, selbst therapeutisch zu praktizieren. Im Jahre 1929 wurde das erste, einer deutschen Universität angeschlossene, Frankfurter Psychoanalytische Institut gegründet, an dem Fromm als Lektor wirkte. Während dieser Zeit wurde er Mitglied des Instituts für Sozialforschung, um das sich die späteren Gründer der 'Frankfurter Schule' Horkheimer und Adorno, sowie Marcuse und Löwenthal, Wittfogel, Borkenau und Pollock mit dem Ziel gesammelt hatten, eine Kritische Theorie der Gesellschaft zu entwerfen. Leo Löwenthal, der heute in den USA lehrende Literatursoziologe – außer Fromm der einzige ebenfalls thoratreuen Jude –, war ihm noch aus den Anfängen der zwanziger Jahre aus dem Umkreis des von dem Religionsphilosophen Franz Rosenzweig gegründeten 'Freien Jüdischen Lehrhauses' bekannt.

Fußend auf Marx und Freud, wurde von den Institutsmitgliedern der Versuch unternommen, ohne Rücksicht auf die herkömmliche akademische Fächertrennung die Totalität der kapitalistischen Gesellschaft in ihren psychischen und ökonomischen Zusammenhängen darzustellen und zu erklären. Erich Fromm, der als einziger der Institutsmitglieder als Therapeut praktizierte, war entscheidend an der Entstehung der richtungsweisenden 'Studien über Autorität und Familie' beteiligt, deren ausdrücklich so titulierten 'Sozialpsychologischen Teil' er beisteuerte. Hier entwickelte er die zur Analyse der deutschen Gesellschaft so treffende These vom inneren Zusammenhang

zwischen Besitzstreben, verdrängter analer Sexualität und der sadomasochistischen Bereitschaft, sich in einer Position der Schwäche bedingungslos zu unterwerfen, bzw. aus einer Position der Stärke heraus rücksichtslos Unterdrückung auszuüben.

Doch Fromms Bezugnahme auf Freud und die Psychoanalyse war von Anfang an nicht frei von Skepsis. Schon früh untersuchte er mit marxistischen Kategorien die sozialen Bedingungen und Bedingtheiten des klassischen Therapiemodells, die individualistische, über Geld vermittelte Beziehung zwischen Analytiker und Analysand, in der ein Normalmodell kindlicher Entwicklung zum einzigen Maßstab jedweder Abweichung gemacht werde. Insbesondere Freuds Einstellung zu politisch radikalen Patienten, deren Engagement er vor allem als Ausleben einer unbewältigten ödipalen Krise angesehen habe, zeigt nach Fromm die bürgerlich repressive Funktion der Freudschen Psychoanalyse. Gleichwohl bemühte er sich in diesen Jahren in vielen Aufsätzen vor allem in der Zeitschrift für Sozialforschung, eine Verbindung zwischen Psychoanalyse und Marxismus herzustellen, eine Theorie des Sozialcharakters aufzubauen sowie insbesondere die patriarhalischen Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung aufzuweisen. Hier sind ausdrücklich Motive vorweggenommen, die erst heute wieder in der feministischen Debatte aufgenommen werden: die reaktionären und progressiven Gehalte des Mutterrechts, der Utopie einer matriarchalischen Gesellschaft, werden gegeneinander abgewogen. Freilich entfernten all diese Überlegungen Fromm mehr und mehr von Freud, in dem er schließlich nur noch den Pionier einer Methode sah, dessen inhaltliche Annahmen über die prägende Funktion kindlicher Sexualität, über das Bestehen eines Todestriebes sowie die Notwendigkeit von Triebunterdrückung in der Kultur er jedoch nicht mehr teilen mochte. Beeinflußt war diese Kritik an Freud durch Fromms Marxlektüre. Sowohl die Grundkategorien der Psychoanalyse wie auch ihre therapeutische Praxis zeichneten sich demnach durch eine systematische Verdrängung der vorhandenen gesellschaftlichen Realität aus. Marx' Kritik der kapitalistischen Vergesellschaftung sowie insbesondere sein in den Frühschriften hervortretendes prophetisches Pathos sind für Fromm die legitime Fortsetzung der jüdischen Ethik, in und mit der er aufgewachsen war. Das helle Licht, das dieser Kampf der Propheten in eine heidnische, dem Götzendienst und dem Mythos verhaftete Welt geworfen hatte, soll nun auch die archaischen Annahmen eines Todestriebes, einer determinierenden biologischen Triebbasis sowie einer auf ewig heillosen Kultur treffen.



Erich Fromm

Die Schriften Marx', Spinozas sowie der Mystiker dienten Fromm dazu, die prophetische Predigt, die ja stets auf einen transzendenten Gott bezogen war, in einer säkularisierten Welt zu aktualisieren. Die Ablehnung der Lehre des späten Freud sowie eine atheistische Interpretation von Messianismus und Prophetie führen so folgerichtig zur Ausbildung einer Lehre, in deren Mittelpunkt eine auf Ethik beruhende Tiefenpsychologie mit einem positiven Menschenbild steht, dessen Grundzüge sich Fromm den Pariser Manuskripten von Karl Marx entlehnt. Ende der Dreißiger Jahre überwarf sich Fromm aufgrund dieser Ansichten mit den übrigen Mitgliedern des inzwischen in die USA emigrierten Instituts für Sozialforschung.

Von den frühen dreißiger bis in die späten vierziger Jahre lebte Fromm als amerikanischer Staatsbürger und Universitätsprofessor in den USA und verfaßte 1941 sein bekanntestes Werk, die 'Furcht vor der Freiheit', in der er die sozialpsychologischen Wurzeln des Nationalsozialismus analysiert. Fromm, der in diesen Jahren öffentlich für den Eintritt der USA in den Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland eintrat, siedelte 1949, der Gesundheit seiner Frau zuliebe, nach Mexiko über, wo er das Institut für Psychoanalyse gründete und als Therapeut, Sozialforscher und Lehranalytiker tätig war.

Dies hinderte ihn allerdings nicht, weiterhin aktiv am politischen Leben der USA teilzunehmen. So verfaßte er 1960 ein Parteiprogramm für eine sozialistische Partei in den USA, war einer der prominenten Kritiker des herrschenden Antikommunismus, Mitbegründer der Bewegung gegen die Atombewaffnung und reiste noch 1968 werbend für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten und Gegner des Vietnamkrieges, Eugene McCarthy, durch das Land.

Fromms letzte Aktivitäten waren theoretisch dem Ausbau seiner Theorie der nekrophilen (todessüchtigen) Industriegesellschaften und praktisch dem Befördern einer internationalen ökologischen Gegenbewegung gewidmet. Sein Biograph, Rainer Funk, berichtet, daß Fromm gegen Ende seines Lebens bedauerte, so geschrieben zu haben, daß sein Anliegen seinen revolutionären Impuls verlieren und bürgerlich-liberal gedeutet werden könnten. Ist also die Inanspruchnahme Fromms durch konservative Grüne ein Mißverständnis?

Die Kulturismusdebatte

Daß Fromm von der dogmatischen Linken nicht zur Kenntnis genommen wurde, bedarf keiner weiteren Erörterung, daß seine Impulse aber auch von der undogmatischen Linken der Generation der Studentenbewegung abgelehnt wurde, ist nicht zuletzt der Auseinandersetzung von Mitgliedern des Instituts für Sozialforschung, Horkheimer und Adorno sowie insbesondere Herbert Marcuse mit ihm zuzurechnen. Diese Auseinandersetzung hat unter dem Titel 'Kulturismuskritik' Geistesgeschichte gemacht. Worum geht es? Unter Kulturismus wird eine Interpretation der Psychoanalyse verstanden, die bezüglich der Bildung des Charakters weniger auf die frühkindliche Formung und Unterdrückung der Sexualtriebe abhebt, als vielmehr auf die vielfältigen Einflüsse der gesamten, eine Persönlichkeit umgebenden Kultur. Demgemäß wird die Fatalität der unterdrückten Triebe als weniger dramatisch angesehen – die Möglichkeit einer radikalen Veränderung des Einzelnen durch eine Therapie bereits in dieser Gesellschaft, seiner Entwicklung zu einer vollgültigen, reifen Persönlichkeit im Hier und Jetzt scheint keine Utopie mehr, sondern eine reale Möglichkeit.

Dieser Auffassung, die sich vor allem in den USA – wo die Psychoanalyse bereits frühzeitig von ihren kulturkritischen Gehalten auf eine nur noch psychohygienische, therapeutische Technik reduziert wurde – entwickelt hatte, traten die Mitglieder des Instituts für Sozialforschung schon bald kritisch entgegen.

Nach dem Motto Adornos, daß an der Psychoanalyse nichts wahr sei als ihre Übertreibungen, wies eine Freud kritisch verpflichtete 'Orthodoxie' darauf hin, daß die Ablehnung der Annahme eines Todestriebes, eine erhöhte Berücksichtigung soziokultureller Randbedingungen sowie die Zurückweisung Freuds biologistischer Annahmen die Psychoanalyse um jenen Stachel brachte, die sie zu einer unversöhnlichen Kritik gegen das Bestehende trieb. Doch niemand hat den Kulturismus, zumal in der Form, die Fromm ihm gab, heftiger angegriffen als Herbert Marcuse, der sich erst vergleichsweise spät der Psychoanalyse als Gesellschaftstheorie zugewandt hatte.

"Fromm ruft all die ehrwürdigen Werte der idealistischen Ethik wieder ins Leben, als hätte noch nie jemand ihre konformistischen und repressiven Züge aufgewiesen. Er spricht von der produktiven Verwirklichung der Persönlichkeit, von Fürsorge, Verantwortung und Respekt vor den Mitmenschen, von produktiver Liebe und Glück, als könnte der Mensch tatsächlich all das in einer Gesellschaft ausüben, die Fromm selbst als völlig 'entfremdet' und von den Konsumbeziehungen des 'Markts' beherrscht darstellt und dabei geistig gesund und voller 'Wohlgefühl' bleiben."
(Triebstruktur und Gesellschaft, S. 254)

Erst die wirkliche Aufhebung des repressiven Realitätsprinzips in einer Gesellschaft, deren Grundlage auf der universellen Durchsetzung des Lustprinzips, der Erotisierung aller Lebensbezüge des Menschen sowie einem qualitativ anderen Verhältnis zur Natur beruht, würde es erlauben – so argumentiert Marcuse – Freuds pessimistische Kulturkritik bzw. die ihr zugrundeliegenden Annahmen der Psychoanalyse aufzugeben.

Solange jedenfalls, bis die Utopie einer versöhnten Natur und Gesellschaft Wirklichkeit geworden sein würde, stelle Freud und seine Theorie den eindringlichsten Zeugen der unterdrückten und verstümmelten Natur des Menschen dar. Fromm kritisierte diese Haltung und die von ihr artikulierte Utopie einer totalen unterschiedlosen Versöhnung von Mensch und Natur als 'neomatriarchalisch':

"Das beunruhigende Element in diesem Neomatriarchalismus ist, daß er eine reine Negation des Patriarchalismus und eine Regression zu einer infantilen Einstellung statt eine dialek-

tische Progression zu einer höheren Form des Matriarchalismus darstellt. Die Wirkung H. Marcuses auf die junge Generation scheint zum großen Teil auf der Tatsache zu beruhen, daß er zur Regression auf den Matriarchalismus aufruft und dieses Ziel durch revolutionäre Rhetorik besonders anziehend macht – und gleichzeitig verschleiert." (Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie, S. 75)

Diese 1970 verfaßte Bemerkung ist nur ein Moment aus einer ca. dreißig Jahre währenden Fehde zwischen Fromm und den Vertretern des Instituts für Sozialforschung, in der wieder und wieder die gleichen Argumente gewendet wurden.

Sind Herbert Marcuse, der Prophet der großen Verweigerung, des Jugend- und Studentenprotests, und Erich Fromm, der Prophet einer neuen, humanistischen Religiosität, der Pazifisten, Sinnsucher und Konsumkritiker zwei feindliche Brüder – am Ende nur deshalb so auf Abgrenzung bedacht, weil im Grunde einander zu ähnlich?

Beide kritisieren eindringlich den Rüstungswahn, die Todessehnsucht, die der Spätkapitalismus in den Menschen weckt, beide können nicht eindringlich genug die negativen Folgen des 'Marktes' bzw. der Warenförmigkeit der Gesellschaft für die menschliche Natur anprangern, beide postulieren die 'Liebe zum Leben' bzw. den Eros und beide kämpfen politisch gegen die bestehende Gesellschaft, der eine eher reformistisch, der andere eher radikal – und beide teilen das Schicksal, von ihren Anhängern als Ideologen rezipiert zu werden. Woher rührt diese 'wirkliche Spaltung' in der kulturkritischen Bewegung?

Ich vermute ihre Gemeinsamkeit und damit auch die Probleme beider Ansätze in ihrem Humanismus, d.h. ihrem positiven Menschenbild, das sie in Mißachtung des alttestamentarischen Bilderverbots den Schriften des jungen Marx entlehnen. In den späten zwanziger Jahren und frühen dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nimmt Marcuse auf den jungen Marx bezug, um die von Heidegger überkommene Existenzialontologie zu einer wirklich konkreten Philosophie des Menschen und der Geschichte weiterzutreiben, wendet sich Fromm der Psychoanalyse zu, um den evolutionistisch und mechanistisch verkommenen Marxismus der zweiten und dritten Internationale zu korrigieren und in seinen ursprünglichen Intentionen – einer Kritik der Entfremdung – wiederherzustellen.

1932 schreibt Marcuse in einer Besprechung der Pariser Manuskripte:

"Aufgrund einer von Marx in der Auseinandersetzung mit Hegel entworfenen Idee vom Wesen des Menschen und seiner Verwirklichung erscheint ein ökonomisches Faktum (nämlich der Kapitalismus) schlechthin als die Verkehrung des menschlichen Wesens, als der Verlust der menschlichen Wirklichkeit; – erst auf diesem Grunde wird ein ökonomisches Faktum fähig, die wirkliche Basis einer wirklich das Wesen des Menschen und seiner Welt verändernden Revolution zu werden." (Schriften 1, S. 514)

Demgegenüber stützt sich Erich Fromm 1932 bei der Ausarbeitung seiner analytischen Sozialpsychologie auf den Marx der 'Deutschen Ideologie' und des 'Kapital' und weist daraufhin, daß die Psychoanalyse die angemessene Theorie zur Füllung der von Marx behaupteten Beziehungen zwischen gesellschaftlichem

zu einer Gesellschaft des Seins?

Sein und Bewußtsein sei. Einige Jahrzehnte später hingegen heißt es dann aber trotz häufig geäußerter Skrupel, über das Wesen des Menschen Aussagen zu machen:

"Haben und Sein als zwei verschiedene Weisen menschlicher Existenz sind der Kern der Marxschen Idee über die Entstehung des neuen Menschen. Mit diesen Existenzweisen schreitet Marx von ökonomischen Kategorien zu psychologischen und anthropologischen Kategorien vor, die gleichzeitig zutiefst 'religiös' sind ..." (Haben und Sein, S. 150)

Aber ist diese Äußerung wirklich derart verschieden von jener noch in 'Triebstruktur und Gesellschaft' geäußerten Ansicht Marcuses, als daß sich ihretwegen bzw. der hinter ihr stehenden Theorie wegen eine jahrzehntelange Fehde gelohnt hätte?

"Der Bereich der Notwendigkeit, der Arbeit, ist ein Bereich der Unfreiheit, weil die Existenz des Menschen auf diesem Gebiet durch Ziele und Funktionen bestimmt ist, die nicht seine eigenen sind und kein freies Spiel der menschlichen Möglichkeiten und Wünsche zulassen." (Triebstruktur und Gesellschaft, S. 193)

In beiden Fällen wird auf der Basis der Pariser Manuskripte eine entfremdete von einer unentfremdeten Existenzweise des Menschen unterschieden, bei Fromm ist es die Bannung an Privateigentum und Besitz, bei Marcuse die Unterwerfung unter das Leistungsprinzip, die den Menschen seiner eigentlichen Möglichkeiten beraubt. Aber indem Fromm von der eher positiven Anthropologie des jungen Marx, Marcuse aber von der pessimistischen des späten Freud ausgeht, gelangt er zu eindeutigeren Aussagen als Marcuse, ohne indessen weniger als Marcuse einem positiven Menschenbild verpflichtet zu sein.

"Der Begriff des Menschen, wie er sich aus der Theorie Freuds ergibt, ist wohl die unwiderleglichste Anklage gegen die westliche Kultur und zugleich die unangreifbarste Verteidigung dieser Kultur ..."

beginnt 'Triebstruktur und Gesellschaft'.

In einer gegenläufigen Bewegung endet Fromm dort, wo Marcuse angefangen und Marcuse da, wo Fromm begonnen hatte: einer Verbindung von Marxismus und Psychoanalyse hier, einer humanistischen Kritik der Entfremdung dort.

Ist es die jeweils unterschiedlich gewichtete Bezugnahme auf den jungen Marx bzw. den späten Freud, die der Kontroverse zugrunde liegt?

Der Ausgang der Kritik von einem bestimmten, auch noch so vorsichtig und differenziert entwickelten Menschenbild, die in dem Anspruch auf die wahre Entfaltung des Menschen mündet, birgt allerdings Schwierigkeiten, die niemand anders als Marcuses philosophischer Lehrer, Martin Heidegger, am prägnantesten ausgedrückt hat:

"Versteht man unter Humanismus allgemein die Bemühung darum, daß der Mensch frei werde für seine Menschlichkeit und darin seine Würde finde, dann ist je nach der Auffassung der 'Freiheit' und der 'Natur' des Menschen der Humanismus verschieden ... Jeder Humanismus gründet entweder in einer Metaphysik, oder er macht sich selbst zum Grund einer solchen ..." (Platons Lehre von der Wahrheit, Mit einem Brief über den Humanismus, S. 65)

Humanismus als Ideologie

Eben dies ist mit Sicherheit das Elend von Fromms Spätwerk, wie es sich in seiner summa, dem Buch 'Haben oder Sein' am deutlichsten zeigt.

Auf vielen Seiten wird unter Hinzuziehung immensen kultur- und religionshistorischen Materials eine These entwickelt, in der zwei grundverschiedene menschliche Existenzweisen und Bedingheiten aufgewiesen werden sollen: Haben und Sein!

Ausgehend von der Frage und dem Problem,

warum die bisherigen gesellschaftlichen Entwürfe, nämlich der bürgerlich liberale Utilitarismus und der autoritär wohlfahrtstaatliche Sozialismus scheiterten, gelangt Fromm zu der Vermutung, daß dies an deren tiefsitzender Orientierung an Besitz und Privateigentum überhaupt liege, einer Orientierung, deren Ausdruck sowohl der Kapitalismus wie z.B. Eifersucht sei.

Dieser Haltung, deren kritisierende Beschreibung: "Sie verwandelt alle und alles in tote, meiner Macht unterworfene Objekte" sich noch mit einigem Recht auch auf den Marx des Kapitals und seine Ausführungen über die Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit berufen kann, wird die dem Menschen eigentlich angemessene Haltung des 'Seins' gegenübergestellt.

"Ihr wesentlichstes Merkmal ist die Aktivität, nicht im Sinne von Geschäftigkeit, sondern im Sinne eines inneren Tätigseins, dem produktiven Gebrauch der menschlichen Kräfte. Tätigsein heißt, seinen Anlagen, seinen Talenten, dem Reichtum menschlicher Gaben Ausdruck zu verleihen, mit denen jeder, wenn auch in verschiedenem Ausmaß ausgestattet ist. Es bedeutet, sich selbst zu erneuern, zu wachsen, sich zu verströmen, zu lieben, das Gefängnis des eigenen isolierten Ichs zu transzendieren, sich zu interessieren, zu lauschen, zu geben. Keine dieser Erfahrungen ist jedoch vollständig in Worten wiederzugeben. Worte sind Gefäße, die wir mit Erlebnissen füllen, doch diese quellen über das Gefäß hinaus." (Haben oder Sein, S. 89)

Am Ende einer auf der Basis dieser Unterscheidung getroffenen Kulturkritik an den Industriegesellschaften erhebt er Forderungen, wie eine der Seinsmentalität entsprechende Gesellschaft – selbstverständlich gewaltfrei – gefördert werden könnte. Sie lesen sich in der Tat wie ein 'grünes' Parteiprogramm: Maximale Dezentralisierung von Wirtschaft und Politik; Ersetzung des bürokratischen durch ein humanistisches Management; Verbot aller Methoden der Gehirnwäsche in der politischen und kommerziellen Werbung; Schließung der Kluft zwischen reichen und armen Nationen; Garantie eines jährlichen Mindesteinkommens für alle Bürger, unabhängig davon, ob sie arbeitswillig sind oder nicht; Befreiung der Frauen von patriarchalischer Herrschaft; Berufung eines obersten Kulturrates mit der Funktion, Politiker und Bürger in allen Angelegenheiten, die Wissen und Kenntnis erfordern, zu beraten; Einrichtung eines wirksamen Systems zur Verbreitung objektiver Informationen; Trennung der wissenschaftlichen Grundlagenforschung von der Frage militärischer und industrieller Anwendung; atomare Abrüstung.

Wie diese Ziele durchgesetzt werden sollen, verrät Fromm nicht – klar ist nur, daß jede Form von Gewalt als Ausdruck pathologischer Todessehnsucht hierbei zu vermeiden ist.

Auf jeden Fall wird ihre Durchsetzung niemandem wehtun:

"Die neue Gesellschaft bedroht niemandes Eigentum, und was das Einkommen betrifft, so geht es ihr darum, den Lebensstandard der Armen zu heben. Die hohen Gehälter der Führungskräfte brauchten nicht gekürzt zu werden, aber falls das System funktioniert, werden sie nicht wünschen, Symbolfiguren der Vergangenheit zu sein." (Haben oder Sein, S. 191)

Der abgeklärte Blick auf das Wesen des Menschen lief schon immer Gefahr, die Widrigkeiten des Alltags aus demselben zu verlieren. Fromms Programm einer bürgernahen Dezentralisierung, allgemeinerr Minimalwohlfahrt und internationaler Solidarität läßt – von allen anderen Durchsetzungsschwierigkeiten einmal abgesehen – offen, wie es finanziert werden soll. Dies rührt in letzter Instanz daher, daß Fromm schon früher den Kapitalismus vor allem von der Perspektive des 'Marktes' und des 'Eigentums' her kritisierte und dabei systematisch übersah, daß es die Trias von Produktion, Distribution und Konsumtion, kurz die Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß ist, die im Kapitalismus den gesellschaftlichen Zusammenhang und damit die ihm eigene Entfremdung verursacht.

Nun aber verzichtet er, um die Forderung nach Gewaltfreiheit und Harmonie aufrecht erhalten zu können, sogar auf eine an Markt und Einkommen orientierte letztlich sozialdemokratische Umverteilungspolitik. Herbert Gruhl, der in Saarbrücken einer Forderung nach Arbeitszeitverkürzung emphatisch und appellativ unter Berufung auf Fromm entgegentrat, hat ihn also doch richtig verstanden. Wer soll Fromms Programm bezahlen – in einer Situation, in der in allen westlichen Industriestaaten angesichts der Inflation der Kampf um auch nur geringfügige Lohnerhöhungen, ganz zu schweigen von besseren Sozialleistungen, immer schärfer wird? Die staatliche Notenpresse? Oder – und hier beginnt sich das Bild zu schließen: die sich dem neuen Seinsmodus zuwendenden **arbeitenden** Massen, die ihr Teil dazu leisten sollen, daß die nichtarbeitenden, noch schlechter gestellten, nicht übermäßig unzufrieden und die Besitzenden nicht vergrämt werden.

Der Unterschied dieser Programmatik zur herkömmlichen Politik des Kapitals und auf Sparsamkeit eingestellter Regierungen besteht vor allem darin, daß nicht mehr auf den **Schaden**, den die **gesamte** Wirtschaft durch Forderungen nach mehr Lohn und weniger Arbeitszeit erleiden könnte, hingewiesen wird, sondern auf den **Nutzen**, den jeder **Einzelne** von einer Zuwendung zum Seinsmodus hat. Ludwig Erhard sprach da ehrlicher vom 'Gürtel enger schnallen'.

Eine neue Religion?

Die Metaphysik des radikalen Humanismus mit seiner im wahrsten Sinne des Wortes armseligen Unterscheidung zwischen Haben und Sein gründet im Menschenbild bürgerlicher Mildtätigkeit.

Die Welt und die Menschen sind schlecht, woran sie selbst, d.h. ihre **Einstellung,** schuld sind. Verändern sie ihre Einstellung, dann verschwindet das Elend von der Straße und wir müßten auch nichts abgeben.

Fromms Metaphysik des radikalen Humanismus ist in der Tat das, was zu sein sie vorgibt und sein will: eine neue Form von Religion in freilich verdünnter Neuauflage: Religiosität.

Die entscheidende Frage ist für ihn schließlich, ob es der Menschheit gelingen wird, zu einer neuen Einstellung zu Mensch und Welt, d.h. zu einer neuen Religiosität zu finden. Und der Kern dieser Religiosität sind die abgesunkenen und ihres traditionellen Inhaltes beraubten Religionen des Judentums, des Christentums, des Buddhismus und des Marxismus, den Fromm in seiner systematischen Reduktion auf den jungen Marx für eine Art Sozialreligion zu halten scheint. Die Metaphysik, die hinter dieser Sozialreligion und ihren Konzepten vom 'Stoffwechsel des Menschen mit der Natur', von 'Tätigkeit und Entfremdung' steht, ist ein Materialismus, dem das Tätigsein alles, die Verwirklichung durch 'Arbeit' das eigentlich menschliche ist. Unabhängig davon, wie plausibel einem jeden eine solche Gesamtdeutung des menschlichen

des Seins ...?

Wesens sein mag, muß darauf hingewiesen werden, daß auch sie geschichtlich entstand und sich vor allem einer spezifisch neuzeitlichen Erfahrung verdankt.
Daß nur, wer arbeitet, sich auch verwirklicht, setzt ja zunächst eine Trennung zwischen unwirklicher Innerlichkeit und wirklicher Welthaftigkeit des Menschen voraus – setzt voraus, daß dem Menschen die Welt als das Material anheimgegeben ist, das er zu bearbeiten hat.
Genau diese Auffassung teilen übrigens die von Fromm hinzugezogenen Religionen des frühen Christentums und des Buddhismus nicht: für sie liegt alle Wirklichkeit im Jenseits bzw. im Nirwana.
Im Unterschied hierzu setzt dann die Sozialreligion des jungen Marx das religiöse Motiv einer totalen Erlösung der Menschengattung **in** der Welt an, kompensiert sie den Verlust eines durch die Religionskritik geschwundenen Jenseits durch ein Diesseits, in dem sich das ganze Drama von Sündenfall und Erlösung, Vertreibung aus dem Paradies in säkularisierter Form unter dem Titel von 'Entäußerung' und 'Entfremdung', 'Wiederauferstehung der gefallenen Natur' etc. erneut abspielt. So wird aus dem jenseits die Zukunft, aus dem Paradies ein mythischer Urzustand, in dem die Arbeit noch nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck war und aus der Erlösung ein sozialer Zustand. Es ist nicht möglich, hier auf die vielfältigen Vermittlungen und Brechungen einzugehen, über die sich diese Mischung biblischer und romantischer Weltsicht durch die Hegelsche Philosophie hindurch mit Grundannahmen der griechischen Ontologie verbunden hat, um schließlich bei dem jungen Marx in Gestalt einer humanistischen Sozialreligion wieder aufzutauchen.
Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß es sich um Religion handelt, d.h. eine unwissenschaftliche, auf Gesamtdeutungen beruhende Anschauung, die, wenn sie sich nicht auf das Begreifen, Verstehen und Erklären des gesellschaftlichen Ganzen einläßt, nur noch erbaulich und damit ideologisch wird. Für Marx war der radikale Humanismus **ein** Schlüssel, den Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Gesellschaftsformation nachzuforschen und dadurch in der Tat, ohne seine ursprünglichen Motive aufgeben zu müssen, eine erhebliche Aufklärung über die Ursachen von Leid und Not im Zeitalter der Industrialisierung zu leisten.
Sich heute auf den jungen Marx zu beziehen, ihn bewußt und absichtlich zum Bestandteil einer neuen Sozialreligiosität zu machen, fällt nicht nur hinter dessen eigene Intentionen zurück (was nicht weiter schlimm wäre, da man natürlich einen Autor besser verstehen kann als er sich selbst verstanden hat), sondern hat zudem die offensichtliche Funktion, welche Religion nur zu oft wahrzunehmen hatte: nämlich, bestehende Besitz- und Herrschaftsverhältnisse so zu deuten, daß ihre schlimmsten Auswüchse aus der Wahrnehmung verschwinden und ansonsten alles so bleibt, wie es ist.
In diesem Sinne waren die Propheten jedenfalls nie religiös, sie wollten weder die Welt, noch das Wesen des Menschen, noch gar Gott deuten, sondern lediglich Gottes Gesetz unter den Menschen Geltung verschaffen. Nichts weiter.

MICHA BRUMLIK

Großer Ratschlag

Psychoanalyse, Frauenrolle und Weiblichkeit –

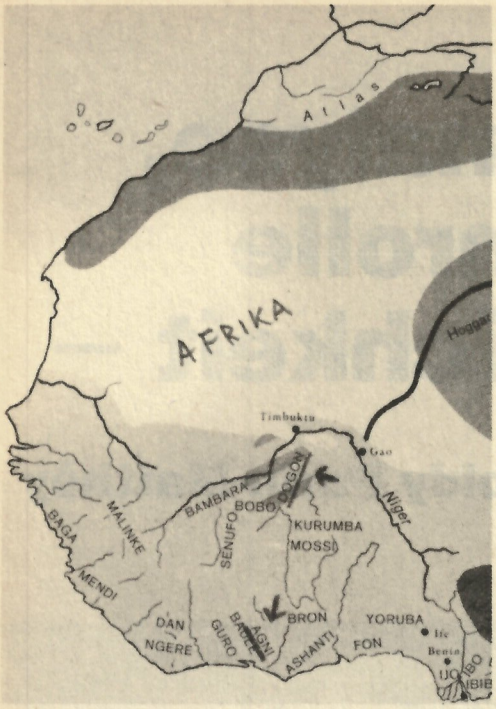
Ein Gespräch mit Goldy Parin-Matthèy

Klee: Mutter und Kinder, die Rückkehr des Vaters fürchtend ...

Das Gespräch mit Goldy Parin-Matthéy war für uns kein von uns persönlich abgehobenes, das Thema "Frauenrolle" holte uns selbst ein; wir sprachen nicht nur über Frauenrolle, wir inszenierten sie, negativ und positiv. Das fing schon beim Zustandekommen des Gesprächs an, das der Aktivität von drei Männern zu verdanken ist: Jens Huhn hatte die Idee, Dan Diner besorgte die Frauen, und Paul Parin überredete seine Frau, die zunächst Vorbehalte hatte – solange nicht klar war, daß es sich nicht um ein Interview mit einer Autorität, sondern um ein Gespräch zwischen vier Frauen handeln würde. Fast wären wir noch an der Technik gescheitert: Durch männliche Didaktik waren wir so gut über den Umgang mit dem Tonband unterrichtet worden, daß wir es zwei Stunden lang nicht in Gang brachten, bis ein Mann uns schließlich half.

Anke Schulz/Dagmar Scholz/Sophinette Becker

(Anke Schulz ist Ethnologin und arbeitet heute als Sozialarbeiterin. Dagmar Scholz ist Ärztin in der Psychiatrie, Sophinette Becker ist Psychologin an einer psychosomatischen Klinik.)



Frauen in der matrilinearen Gesellschaft

Anke Schulz: In den Arbeiten über die Dogon und Agni (s. Kasten) habe ich eigentlich ein Kapitel vermißt, das sich speziell mit der Entwicklung einer weiblichen Identität bei den Dogon oder Agni befaßt.

Goldy Parin-Matthéy: Bei den Dogon konnte ich ja mit keiner Frau sprechen; da war nur eine einzige (die französich konnte, A.S.), die hat sich der Fritz Morgenthaler geschnappt, alle anderen konnten kein Französisch, so daß wir da eigentlich nur aus der Beobachtung Schlüsse ziehen konnten. Aber bei den Agni konnte ich mit zwei Frauen sprechen –, und Sie sagen Sie vermissen das über weibliche Identität?

Anke Schulz: Ich vermisse beispielsweise eine genaue Erörterung der Fragen, die auch in der Frauenbewegung diskutiert wurden und deretwegen auch Antipathie gegen die Psychoanalyse entstanden ist, also die Konzepte von "Penisneid', "weiblicher Passivität" usw.–

Goldy Parin-Matthéy: Es ist ja schon eine sonderbare Situation, daß auch in der Ethnologie die Frauen nicht entdeckt wurden, es also die Invisibilität der Frau gibt. Erst in den 60er Jahren haben weibliche Ethnologinnen, von seltenen Ausnahmen wie Margaret Mead abgesehen, damit angefangen, Frauen selbst sprechen zu lassen. Im Ganzen ist es doch so, daß die wichtige Rolle der Frau immer verleugnet wird, und zwar auch in allen vorkapitalistischen Gesellschaften, jedenfalls in den meisten. Gegenüber der Produktion, die den Männern vorbehalten ist, wird die Reproduktion doch als weniger wichtig angesehen.
Was nun die Dogon und Agni betrifft, so konnten in unser Untersuchung diese Konzepte, die in der Frauenbewegung eine so große Rolle spielen, nicht vorkommen. Denn jedenfalls bei den Agni handelt es sich ja um eine matrilineare Gesellschaft, und diese Konzepte gehen ja von unserer kapitalistischen Gesellschaft aus, für deren Funktionieren allein schon die sehr bewußten Momente wie Arbeitsteilung und sehr polar ausgerichtete Mann-Frau-Rollen sehr wichtig sind, und den Graben zwischen Mann und Frau immer wieder vertiefen.

Sophinette Becker: Es gab ja in der Frauenbewegung die Tendenz, sich das Matriarchat oder matrilinear organisierte Gesellschaften als Umkehrung vorzustellen, aber das kann es ja wohl nicht sein.
Wenn es sich also bei matrilinearen Gesellschaften nicht um eine Umkehrung der Geschlechterrollen bzw. eine Unterdrückung der Männer handelt, wie könnte man dann das Verhältnis der Geschlechter zueinander beschreiben?

Goldy Parin-Matthéy: Vom Kongo bis zur Elfenbeinküste (ich kenne mich nur in Afrika aus) zieht sich ein solcher Kranz von matrilinearen Kulturen, in denen der mütterliche Klan die wichtigste Einheit bildet. Die Mütter wählen aber als Exekutive Männer, die dann Könige, Chefs usw. werden. Das Zentrum der Gesellschaft ist aber der Klan, der darauf aus ist, möglichst viele Angehörige zu haben. Der mütterliche Klan ist bestrebt, viele Kinder und auch sonstige Leute hineinzunehmen, weil das sein Reichtum ist. Die Produktion, die ja Sache der Männer ist, ist zwar wichtig, aber das eigentlich Wichtige sind die Mitglieder des Klans –, das ist etwas sehr Mütterliches, Weibliches, was da zum Tragen kommt; und für die Mädchen, also die Töchter, sind auch mehr Rituale vorgesehen als für die Jungen und Männer. – Die Jungen, wenn sie in die Pubertät kommen, finden in ihren Vätern, die entweder matrilokal oder patrilokal, jedenfalls auswärts in ihrem Klan bleiben, keine zuverlässige Stütze, und das Zentrum ist eben doch immer der mütterliche Klan.

Sophinette Becker: Ich habe immer die Phantasie, das Gegenteil von männlicher Herrschaft sei nicht weibliche Herrschaft, sondern die Abschaffung von Herrschaft überhaupt. – Wie haben Sie es denn dort erlebt?

Goldy Parin-Matthéy: Ja, es ist eine Teilung der Herrschaft. Die Agni haben ja Fremdarbeiter, also Sklaven, wobei diese allerdings nicht so ausgebeutet werden können, weil sie ja in den Klan aufgenommen werden und dann auch wieder selbst über Produktionsmittel verfügen.
Es gibt heute Bestrebungen, weil durch die komplizierte Erbfolge das Land knapp wird, die patrilineare Erbfolge einzuführen – von der Regierung aus. Wobei sowohl die Männer wie die Frauen die matrilineare Erbfolge behalten wollen, weil sonst die Fremdarbeiter mit dem Besitz von Feldern entlohnt werden müßten, und das wollen sie nicht; sie wollen den Boden behalten als Ganzes und ihn nicht aufteilen. Es ist ja so, daß diese Plantagenwirtschaft nach ganz modernen Gesichtspunkten, also fast kapitalistisch, betrieben wird, aber sie ist es eben doch nicht, weil die Mitglieder alle in den Klan integriert werden und alle teilhaben an den Produktionsmitteln.
Ein neuer Begriff ist die Symmetrie. Es gab Gesellschaften, die in ihren Strukturen zwischen den Männern und Frauen symmetrisch waren, z.B. bevor die Engländer kamen, bei den Ibo in Nigeria. Dort gab es einen König und eine Königin, die aber weder verwandt noch miteinander verheiratet waren, sondern der König wurde von den Männern, die Königin von den Frauen gewählt. Die Frauen hatten z.B. das ganze Marktwesen mit eigener Polizei, eigenen Rechtsinstitutionen, Krankenfürsorge, – all das war völlig symmetrisch. Das wurde dann durch den Kolonialismus zerstört.

Namhafte Ethnologen haben von den "Iboriots", dem "Krieg der Frauen" gesprochen – da haben die Engländer in deren Marktordnung eingegriffen, und als das den Frauen unerträglich wurde, da haben sie demonstriert und eine Hütte der kolonialen Marktpolizei angezündet, worauf die Kolonialisten auf sie schießen ließen und sehr viele Frauen getötet wurden. Dieser Vorfall wurde dann untersucht, und die Engländer haben behauptet, da Frauen ja keinen Krieg führen könnten, sei das nur ein Trick der Männer gewesen, die die Frauen vorgeschickt hätten. Die Männer haben aber darauf bestanden, daß sie mit der Sache nichts zu tun gehabt hätten, das sei eben der Krieg der Frauen gewesen.
Sophinette Becker: Wie haben Sie denn in solchen matrilinear organisierten Gesellschaften das Selbstbewußtsein der Frauen gegenüber den Männern empfunden? In patriarchalischen Gesellschaften gibt es ja immer die Entwertung der Frau, und ich habe immer die Hoffnung gehabt, daß das in matrilinearen Gesellschaften nicht einfach umgekehrt wird.

Goldy Parin-Matthéy: Also das ist wirklich nicht so, nur war es in der Gesellschaft (bei den Agni), die wir untersucht haben, so, daß die Männer in ihrer Sozialisation noch schlechter dran waren, denn die Babies werden, sowie sie laufen können, emotional von ihren Müttern fallengelassen, und das ist eine ganz schlimme Zeit, sowohl für die Mädchen wie die Jungen. Von denen, die überleben, können die Mädchen sich sehr mit der mütterlichen Arbeit identifizieren, da die Frau die Subsistenzmittel aufbringt und ohne sie die Gruppe ja eigentlich gar nicht leben könnte – die Kaffeeproduktion ist zwar Sache der Männer, aber davon kann man nicht leben, das ist nur das Extra, was sie dazu geben –, die Frauen haben die Subsistenzmittel und da identifizieren sich die Töchter mit ihren Müttern und bleiben auch in ihrem Klan. Die Söhne haben in der Zeit der beginnenden Pubertät eine ganz schlechte Phase, denn sie können sich nicht mit den Müttern identifizieren, und die Väter sind praktisch nicht vorhanden oder jedenfalls unglaublich unstabil, so daß die Jungen ein ganz schwaches Selbst entwickeln, beispielsweise müssen sie sich ständig umkleiden, um ihr Selbstwertgefühl irgendwie zu erhöhen. Sie gehen dann sehr häufig in Gruppen zum Saufen, aber auch ihre Gruppen haben keinen Zusammenhalt, sie können nicht solidarisch zusammensein.
Sophinette Becker: Das klingt ja dann fast doch wie eine Verkehrung.

Goldy Parin-Matthéy: Es klingt wie eine Verkehrung, aber die Strukturen sind anders. Der König von Alanguan – seine ältere Schwester saß immer hinter ihm – hat keine Entscheidung getroffen, ohne auf sie zu schauen, und sie hat dann durch Zeichen ihre Meinung ausgedrückt. Die Frauen werden gefragt und sind eigentlich diejenigen, die den Ausschlag geben, die Männer sind wirklich die Exekutive. Früher waren sie Krieger, und ich glaube, als Krieger und Sammler waren sie besser dran als als seßhafte Pflanzer. Sie werden in ihrer Sozialisation für diese Arbeit eigentlich schlecht vorbereitet.
Sophinette Becker: Wie kann unter solchen Bedingungen eigentlich so etwas wie Achtung der Frauen gegenüber den Männern entstehen?
Goldy Parin-Matthéy: Die Frauen wissen, daß

sie die Wichtigen sind, sie sind – man kann sagen – nachsichtig. Das ist sehr stark zu merken. Da ist etwas in der Kultur, was schon früh psychologisch zur Macht der Frauen beiträgt, nämlich diese Klistiere. Zunächst spürt das Kind das nicht und schreit auch nicht, aber dann ab dem 2. Lebensjahr ist das eine Vergewaltigung von Buben und Mädchen, und da entstehen unglaubliche Phantasien von einer omnipotenten, übermächtigen kastrierenden und dominanten Frau.

Anke Schulz: Um überhaupt dieses Stück lebensnotwendige Identität zu schaffen, müßten die Männer doch eine Gegenreaktion ausbilden, ich sehe da einen Ansatzpunkt für die Ausbildung eines eher hypertrophen männlichen Selbstbewußtseins, eine Art "Machismo".

Goldy Parin-Matthéy: Das können sie nicht ausbilden, weil sie ja praktisch keine Väter haben – als Krieger könnten sie das, nicht aber als Pflanzer.

Anke Schulz: Aber ich meine, die Agni sind schon ein Sonderfall für eine matrilineare Gesellschaft, bei den Navajo etwa, die ja auch eine matrilineare Gesellschaft haben, sind die Geschlechterrollen doch egalitärer.
Die Männer sind dort auch praktisch aufgeteilt zwischen zwei Klans, heiraten also in den Klan der Frau, bleiben aber zeitlebens ihrem mütterlichen Klan verbunden, was dann so aussieht, daß die Söhne ihre Schwestern beerben und ihnen gegenüber auch Autorität ausüben, wohingegen sie den eigenen Kindern gegenüber eigentlich eher nur die Rolle eines guten Onkels und älteren Freundes vertreten. Da fand ich zwar auch, daß die Männer insgesamt in einer schwächeren Position gegenüber den Frauen sind, daß das aber durch bestimmte gesellschaftlich wichtige Funktionen, die sie wahrnehmen, ausgeglichen wird, indem sie eigentlich alle Außenkontakte wahrnehmen: Früher kriegerische Funktionen, heute noch Handelsreisen, Jobs außerhalb des Reservats und früher auch bestimmte handwerkliche Tätigkeiten, die inzwischen allerdings auch schon teilweise von Frauen ausgeübt werden.

Goldy Parin-Matthéy: Ja; Handelsreisen, Krieg, das glaube ich, sind ein Ausgleich. Aber die Agni verfügen eben über gar keine handwerklichen Fähigkeiten; sie sind sehr ungeschickt mit den Händen, sie sind ja auch nobel.

Anke Schulz: Wie steht es nun aber mit dem weiblichen Selbstbewußtsein in nicht-matrilinearen Gesellschaften?

Goldy-Parin-Matthèy: Die Pauls haben lange bei einer Maya-Gruppe gelebt; dort herrscht extremer Machismo; der in dieser Form von dem Kolonialherren übernommen worden ist. Aber dort haben die Hebammen ein ganz erhebliches gesellschaftliches Gewicht, als diejenigen, die die Kinder auf die Welt bringen. Für diese Gesellschaften ist die Reproduktion so wichtig, und da haben die Hebammen bei den ersten, zweiten und dritten Geburten der Frauen eine ganz wichtige Bedeutung – sie unterweisen sie auch in der weiblichen Macht. Man wird dort Hebamme, indem man schamanistische Fähigkeiten entwickelt, und das führt immer durch das, was die Pouwels als den "sozialen Tod" bezeichnen. Sie wird "eine Andere", also sie wird krank und dann plötzlich hat sie diese Fähigkeiten. Und das, was sie opfert, um von dem Klischee, also der zugeschriebenen Rolle wegzukommen, das ergibt immer einen Bruch – also "sozialer Tod" ist wirklich ein sehr guter Begriff. Diese Schamaninnen erhalten und behalten dann, wenn auch verdeckt, einen sehr großen Einfluß – in der Stadt werden solche Frauen dann Huren, also eher im Sinne von Geishas, die sich auch so emanzipieren. Sie haben eine große gesellschaftliche Macht, denn wenn der Präsident etwa eine Wahlveranstaltung braucht, ruft er diese Huren, und die sind dann die wichtigsten Vertreterinnen. Diese verdeckten und verschleierten Rollen, die die Frauen in verschiedenen Kulturen, die sonst total männerbezogen sind, zu Emanzipation und Macht, wenn auch in verdeckter Form führen, sind äußerst interessant. Natürlich sind das nur vereinzelte Frauen, aber wie bei den Hebammen bedeuten sie den anderen Frauen eine große Stütze, und die haben dann gewissermaßen Anteil an ihrer Macht.

Sophinette Becker: Aber das Entscheidende ist ja wohl, ob Unterdrückung Solidarität untereinander verhindert, und das ist ja da wohl so, auch wenn Einzelne derartige Macht erwerben.

Goldy Parin-Matthéy: Ich weiß nicht, ob das nicht den Frauen insgesamt hilft, indem sie sich dann mit der machtvollen Frau identifizieren können.

Sophinette Becker: Es gab ja in der Frauenbewegung lange Zeit so eine Glorifizierung des Matriarchats, was mir immer etwas unheimlich war.

Die Mutter und die Weiblichkeit

Goldy Parin-Matthéy: Dabei wird die wichtige Rolle der Mutter immer noch verdrängt; eben auch in der Frauenbewegung ist es nicht wichtig, sich mit der Mutter auseinanderzusetzen,

Goldy Parin-Matthèy praktiziert als Psychoanalytikerin in Zürich.

Über ihr Leben erzählt sie uns:

"Mein Vater hatte eine Fabrik und meine Jugend war hmh, hmh ...
Als die Geldentwertung katastrophal war, sind meine Eltern ganz arm geworden. Das war eigentlich eine sehr gute Erfahrung für mich. Beide Eltern kamen nicht in eine Katastrophe. Ich habe erfahren, was ein reiches Haus ist, aber auch das "das macht nix". Ich war damals 10jährig. Die Eltern nahmen das nicht tragisch, und da vermittelt sich dieses "das ist wurscht". Meine Eltern waren nicht politisiert, aber sie waren keine Faschisten. Mein Großvater ist aus der Schweiz nach Graz eingewandert und hat dort die Fabrik gegründet in der Gründerzeit. Aber wir blieben immer Schweizer, waren immer protestantisch und dort sind alle katholisch. Das war also immer eine Außenseiterrolle, auch das "erst sehr reich, dann arm". Ich bin keine Jüdin. Ich habe mich damals in Österreich als Jüdin ausgegeben, weil es da diese Kämpfe schon gab. Das hat 30/31 schon angefangen. Ich bin aus Graz, der "Stadt der Bewegung". Und wenn die da die Juden verfolgt haben, da habe ich immer gesagt, ich sei Jüdin. Es war so einfach, so selbstverständlich damals bei der Bedrohung durch den Faschismus sich zu politisieren.
... In Spanien war ich in der Gruppe der Frauen bei der Sanität. Ich bin dort hingegangen und habe die Röntgenabteilung und das Laboratorium eingerichtet. Ich war dort so eine Art Cheflaborantin. Ich bin hingekommen, weil in Österreich Hitler schon sehr nahe war. Und es war ganz einfach klar, daß man etwas tun mußte. Für mich bedeutete das: dort gegen Hitler kämpfen. Das unglaubliche Erlebnis für mich war, das ich niemals missen möchte, die Erfahrung von einer wirklichen internationalen Solidarität, die es nie mehr sonst gab. Da kamen wirklich mit jedem persönlichen Schicksal unter wahnsinnigen Opfern aus der ganzen Welt die Menschen zusammen, um da zu kämpfen. Das ist ein unglaubliches Erlebnis gewesen. Aber dann war es eben leider so, daß schon bald zu spüren war, daß da die Sowjetunion die Sache umgedreht hat und viel Freiheit verschwand.
Die spanischen Frauen waren und sind doch sehr unterdrückt. Die Mädchen, die dort im Spital mitgemacht haben, machten eine unglaubliche Entwicklung. Die wurden Rednerinnen. Sie gingen aus sich selbst heraus, aus allen diesen Rollen. Das war etwas unglaublich Schönes und Erschütterndes. Das ist dann zugrunde gegangen und am Ende war es schon so, daß zu sehen war, wie die durchaus im Spanischen Bürgerkrieg vorhandenen eigenen Möglichkeiten enteignet wurden durch die Politik der Sowjetunion, die das nicht wollte; dieses eigene.
Als ich nach Spanien kam, im Mai 1937, gab es schon den Kampf gegen die "Trotzkisten" und die Interbrigaden; die Brigadisten kamen immer in Figueras zusammen und dann in einen Zug und der Zug wurde verhängt. Man durfte nichts sehen. Man fuhr durch Barcelona und durfte nicht rausschauen, weil dort die Kämpfe waren mit den "Trotzkisten". Die Anarchisten wurden schon sehr diskriminiert. Es gab aber auch dort in Albaceite, wo das zentrale Spital war, überall auf dem Land anarchistische Bauerngruppen. Jede Armee braucht Nahrungsmittel. Und die haben wunderbar gearbeitet; es waren großartige Erlebnisse mit den Anarchisten, aber sie wurden eigentlich von der Partei nicht mehr geduldet. Das war bei diesen Bauern etwas anderes als die Politik in den Interbrigaden. Da waren ungeheure Kämpfe. In den höheren Rängen gab es eine ungeheure Angst vor Spionen, noch bevor die Interbrigaden nach Barcelona abzogen. Das kam von den Parteileuten und ist genau das Paranoische, das man ja auch in der Sowjetunion kennengelernt hat.
Plötzlich war alles voll von Spionen. Das war eine vollkommen verrückte Sache, und man hat schon gemerkt, das stimmt einfach nicht. Aber der gemeinsame Kampf war ja trotzdem da.
In Jugoslawien gab es ähnliche Erfahrungen in diesem durchaus eigenständigen Partisanenkrieg. Am Ende, als wir schon in Belgrad waren, hieß es: Jetzt knöpft doch Eure Partisanenuniform zu, setzt Eure Mützen auf. Es ist genau das gleiche passiert. Da kamen die Russen, obwohl Tito wußte, daß er seinen Kampf allein machen mußte und die Deutschen allein bekämpt hat. Und es gab zum Schluß noch sehr viele Tote. Aber dann kam doch die Sowjetunion und die Männer und Frauen im Wald, die großartig und frei waren, mußten in die Schule, d.h. damals das Stalinbüchlein auswendig lernen. Es war das gleiche: plötzlich wurde das eigene sehr anarchistische Modell verändert. Es gab Sterne an den Uniformen und so ein Zeug, was es vorher überhaupt nie gab, sondern nur den roten Stern. Dann sind wir sehr bald weggegangen und erst nach dem Bruch Titos mit Stalin sind wir wieder hingegangen. Man hat uns eingeladen, vorher hat man uns nicht gedankt, und ganz großzügig eine große Reise durch Jugoslawien bezahlt. Wir haben zum Schluß die alten Freunde in Belgrad besucht und alle gefragt, wie war denn das, als ihr gebrochen habt. Da sagte der eine: es war, wie wenn man die Fenster aufmacht, der andere sagte, ich bin gleich saufen gegangen. Sie hatten aufgemacht und waren wieder das Eigene, standen wieder zu ihren eigenen Dingen. Jetzt? Na, ja, man weiß nicht, was rauskommt.
Die Enteignung, die Macht und dann die Rollenzuteilung, das war in Spanien auch und dann ist es aus. Das habe ich jetzt zwei Mal erlebt, ich möchte, daß es nicht immer wieder das gleiche ist."

sondern man projiziert lieber den ganzen schwierigen Konflikt der Loslösung von der Mutter auf die Männer und haßt oder meidet sie.

Ich glaube, daß Freud in seiner viktorianischen Zeit die Frauen so beschrieben hat, wie sie damals waren. Aber diese Verallgemeinerung legte die Frauen leider fest. Theoretisch wurde die Bedeutung des ödipalen Konflikts betont, die dann zur Überbewertung des Penis führte, sowohl bei Mädchen wie bei Knaben. Daß das Frühere, nämlich die Dyade Mutter-Kind, eigentlich die Weichen stellt, wurde nicht beachtet, sondern verdrängt. Karen Horney und Ernest Jones haben zwar bereits angefangen, darüber hinaus zu denken, aber erst in den 50er, 60er Jahren wurde, also beispielsweise durch die Arbeiten von René Spitz, die Wichtigkeit der allerersten Jahre entdeckt. Also im gleichen Sinne, wie gesamtgesellschaftlich die reproduktive Rolle der Frau geringer geschätzt wird, genau dasselbe passierte in der Psychoanalyse.

Sophinette Becker: Ich sehe das auch so, aber nach einer Phase, wo man in der Frauenbewegung die Mutter glorifiziert und alle Abgrenzungsprobleme auf die Männer projiziert hat, gibt es jetzt eine Entwicklung, bei der die Auseinandersetzung mit der Mutter mehr ins Blickfeld gerät.

Dagmar Scholz: Ich glaube, wenn man von seiner Mutter keine richtige weibliche Identität mitbekommt, dann finden die ersten Erfahrungen mit dem Frau-Sein natürlich in Auseinandersetzungen mit dem Mann statt. Die Unterdrückungsmechanismen, die Ängste, Unwissenheit und Unbeholfenheit, die dabei erfahren werden, daß einen eigentlich erst der Mann zur Frau macht, und damit zu all dem, was mit Frausein verbunden ist, das hat dann in der anfänglichen Entwicklung der Frauenbewegung zu dieser pauschalen Ablehnung der Männer geführt, dahinter steckt eigentlich die Verkennung, von wem die Identität kommen soll.

Goldy Parin-Matthéy: Für mich hat es sich bei meinen Analysen mit Frauen als sehr praktisch erwiesen, erst einmal genau zu trennen zwischen der gesellschaftlichen Rolle der Mutter einerseits und ihrer Weiblichkeit andererseits. Ein stehender Ausspruch hiesiger Mädchen ist, "also so wie die Mutter, will ich nicht werden!" Ja warum nicht? Sie will nicht so werden wie die Mutter in ihrer gesellschaftlichen Stellung. Aber die Weiblichkeit der Mutter, das ist ja etwas anderes, aber das wird nicht gesehen, sondern mit der gesellschaftlichen Rolle der Frau identifiziert und somit abgelehnt. Das ist in der Analyse eine Arbeit, bis das getrennt wird, weil dann die Mutter in ihrer gesellschaftlich diskriminierten Rolle nicht mehr so gehaßt werden muß. Dann kann die Frau näher zu sich selbst kommen und zur Mutter. Der ödipale Konflikt ist eben der dramatische Knotenpunkt der Entwicklung – da kann zum ersten Mal ein Objekt zielgerichtet besetzt werden, und da werden die Machtstrukturen erkannt, und darum ist es auch der Drehpunkt des Mädchens, weil es da die Macht erkennt, die beim Mann liegt, und da entsteht auch das, was sich dann so fälschlich als Penisneid tarnt.

Anke Schulz: Da würden Sie also behaupten, die Projektion der Macht auf den Penis ist rein gesellschaftlich bedingt?

Goldy Parin-Matthéy: Vollkommen! Und das verschleiert dann alles, was Frauen sind, wenn das ganze Streben dem Penis und der Macht gilt, d.h. es feiner zu haben, Herrschaft zu haben und über die Produktion zu verfügen.

Anke Schulz: Aber warum wird eigentlich die Macht ausgerechnet auf den Penis projiziert, zumal es ja genügend Fälle gibt, wo Mädchen ohne engen Kontakt mit Männern, Brüdern usw. aufwachsen; warum wird nicht ganz einfach der Mann in seiner sozialen Rolle höher bewertet, warum also diese Neigung, die Überlegenheit ausgerechnet am Penis festzumachen?

Goldy Parin-Matthéy: Es fällt ja dem Jungen leichter, sich von der Mutter zu lösen, gerade weil er anatomisch anders gebaut ist und sich dann, wenn er Kastrationsangst entwickelt, identifizieren muß, also auf die Seite der Männer schlägt. Das ist ja schon im Tierreich so, daß das Junge mit der Geschlechtsreife dann auch die Dominanzregeln erkennt. Das ist bei uns ganz genauso – mit dem ödipalen Konflikt ist auch die Libidoreifung vollendet, und da erkennt jedes Kind die Machtverhältnisse.

Sophinette Becker: Die neueren französischen Theorien von Janine Chasseguet-Smirgel und Maria Torok, beschreiben ja, daß es beim Penisneid in Wirklichkeit gar nicht um den Penis geht, sondern um die Weiblichkeit, daß man, wenn man nicht wie die Mutter sein, doch weiblich sein will.

Maria Torok hat mehrfach gezeigt, daß es da eigentlich gar nicht um den Penis als Penis geht, sondern eigentlich mehr um den Phallus, der ja die körperliche Integrität verkörpert. Da steht irgendwo einmal, daß im Unbewußten der Phallus die vollendete Weiblichkeit bedeutet.

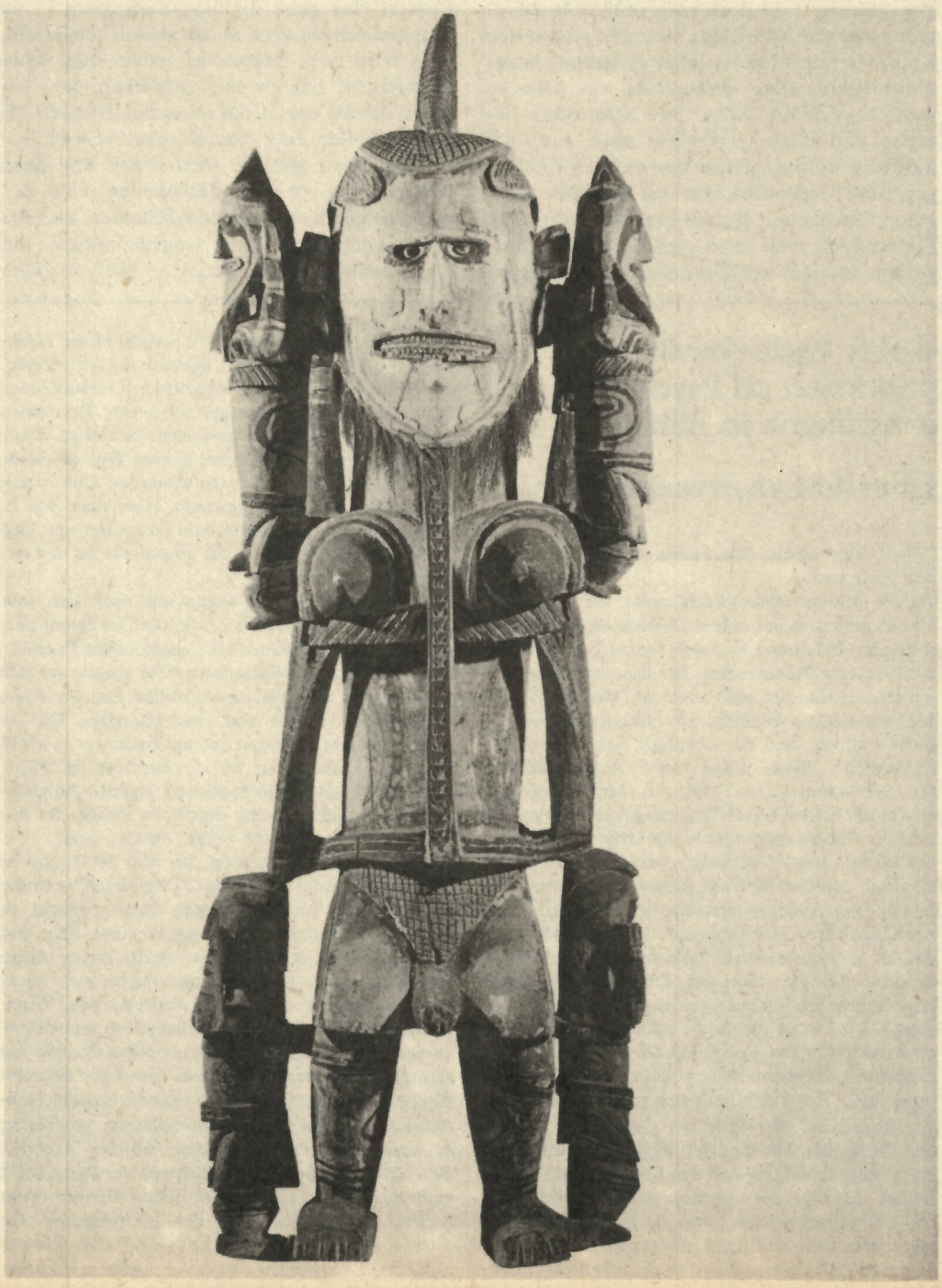
Goldy Parin-Matthéy: B. Grunberger spricht vom Phallus als Vorstellung von ganz und rund sein.

Anke Schulz: Nicht verletzbar.

Goldy Parin-Matthéy: Ja, ganz und rund, Ausdruck von Vollkommenheit im Sinne von autonom, aber auch im körperlichen Sinne von rund und voll.

Sophinette Becker: Das hieße ja, daß der Penisneid gar kein Neid auf die Männlichkeit ist, sondern im Grunde ein Neid auf die Weiblichkeit.

Goldy Parin-Matthéy: Ja, ja, doch, doch. Der Mann fetischisiert ja auch den Penis, damit er diese Wunde, das Gefühl von nicht Ganzsein oder auch nicht ganz Autonomsein nicht so merkt. Er bewertet ihn also über. In unserer Gesellschaft übernimmt das die Frau:



"Wenn ich das hätte", denkt sie. Aber in Wirklichkeit bedeutet das, "wenn ich mich selbst als rund und voll empfinden könnte, als jemand, der glücklich sein kann mit sich und auch Lust empfinden kann ..."

Sophinette Becker: Und als Frau von der Mutter verschieden.

Goldy Parin-Matthéy: Ja. Das verhindern in unserer Gesellschaft sehr viele Mütter, weil sie selbst sich am Kind stabilisieren wollen, vor allem an einem Mädchen. Mir fällt da gerade ein sehr dicker Fall ein von einer Frau, die die Tochter einer Emigrantin war, die einen Schweizer heiraten mußte, einen ungeliebten, und die den Sohn noch relativ gut laufen lassen konnte, sich aber an dieses Mädchen festgeklammert hat. Und das in einer Weise, wie ich das noch nie gesehen habe. Unbewußt machen diese Mütter ja doch Maßnahmen, daß das Kind sich nicht trennt. Da war es ganz schlimm.

Mir fiel auf bei der Analysandin, daß die einen Haß hatte in ihren Träumen. Sie hat die Mutter dort zerquetscht. So in einem Traum, in dem sie mit dem Auto fährt und hinten hockt eine Frau, die ihre Mutter ist. Und dann schleudert sie mit dem Wagen in einen Tunnel, damit die zerquetscht wird. Grauenhafte, aggressivste Träume also. Immer, wenn sie so einen hatte, geschah das ohne Schuldgefühle. Das hat mich sehr komisch berührt. Wieso ohne Schuldgefühle? Bei diesen wahnsinnig sadistischen Träumen war sie sogar immer ganz stolz. Da kam heraus: In der analen Reinlichkeitserziehung hockte die Mutter immer neben dem Mädchen, hielt es bei der Hand, damit es seine Produktion machte, und es scheint, daß die Mutter sich in das Produkt hineingesetzt hat, d.h. also in der analen Phase, in der man Trennung lernt. In der Analyse kam die Frau dann einmal und erklärte, ich habe überhaupt keine Taille, ich kann auch nicht reden, und war also selber das anale Produkt und dann wieder die Mutter, und das ging hin und her. Die Mutter ist ja das, was sich ausscheiden muß. Sie konnte sich nicht richtig trennen, bis es ihr klar wurde, daß sie selber immer der Scheißdreck war oder halt die Mutter. Da wurde außerdem klar: beim Wegstoßen muß sie ja gar kein Mitleid haben, mit dem analen Produkt hat man ja auch kein Mitleid. Als sie das dann draußen hatte, war das sehr schön. Die Mutter mit ihrem unglücklichen Leben nahm sich einen Liebhaber. Indem die Tochter frei wurde, sich abgetrennt hat, ihre eigene Selbstrepräsentanz hatte und nicht in der Mutter, hat diese sich auch emanzipiert.

Mütter neigen immer dazu, die Töchter zu behalten. Es gibt dann solche, bei denen gräßliche Schuldgefühle kommen: wenn man sich emanzipiert, dann stirbt die Mutter.

Sophinette Becker: Gerade wenn sie die Tochter als narzißtische Erweiterung braucht oder sich nur darüber fühlt, daß man sie dann umbringt.

Goldy Parin-Matthéy: Wenn man sich abtrennt und seinen Weg macht, mehr wird als die Mutter. Das sieht man z.B. auch in Lernstörungen bei Mädchen oder bei Studentinnen. Ich hatte einmal eine in der Therapie, die hatte eine solche Lernstörung. Sie war sehr intelligent, aber sie konnte nicht lernen. Beim Examen war sie schon zweimal durchgefallen. Und dann ist sie einmal nach Hause gegangen. Da hat ihr die Mutter gesagt: "Weißt Du, ich hätte auch so gerne Biologie studiert". Das Mädchen konnte die Prüfung machen. Sie hatte die Vorstellung, sie schlägt die Mutter zusammen, läßt sie hinter sich, macht etwas aggressives, wenn sie die Prüfung macht.

Dagmar Scholz: Der Penisneid ist doch Ausdruck dafür, daß das Mädchen phantasiert, der Mann hätte etwas, was die Trennung von der Mutter möglich macht ...

Goldy Parin-Matthéy: Deshalb wird der Penis idealisiert. Sie sagten, daß die Mütter dazu tendierten, sich eher an die Mädchen anzuklammern als an die Jungen ...

Ihr Gefühl von Unvollkommenheit ist durch das Kind aufgehoben, mit ihm ist sie ja wieder rund.

Dagmar Scholz: Meinen Sie also, daß gerade die Tochter für die Mutter der Penis ist?

Goldy Parin-Matthéy: Sehr häufig. Das Mädchen komplettiert sie und unterstützt sie. Und mit ihm ist sie noch wer. Ich habe einmal eine schreckliche soziologische Untersuchung gelesen, weiß aber nichts Genaueres. In einer Schulklasse – vielleicht in einem Gymnasium – mit 15jährigen hat man gefragt, was willst Du sein, wenn Du 50 bist? Die Jungen haben erzählt, was sie alles sind: Bankdirektor, Lokomotivführer oder irgendetwas. Die Mädchen wußten nichts, gar nichts. Ihre reproduktive Rolle ist ausgespielt mit 50. Sie wußten nicht, was sie sind. Na ja, ein paar haben schon gesagt: Großmutter. Das war so erschreckend in der Phantasie nach vorn, in die Zukunft, diese Einschränkung. Nicht einmal Wunschphantasien konnten zugelassen werden. So ungeheuer wirksam ist die Rollenzuschreibung.

Sophinette Becker: In diesem Zusammenhang fällt mir ein Aufsatz über den weiblichen Masochismus von der Janine Chasseguet-Smirgel ein, wo sie meint, daß es Männern durchaus erlaubt ist, weibliche Berufe auszuüben, vom Bäcker bis zum Psychoanalytiker, ohne daß das als schamvoll erlebt werden muß. Wenn dagegen Frauen sogenannte männlich-kreative Leistungen vollbringen, so wird das oft als phallisch denunziert. Und sie begründet das damit, daß ja auch Männer Angst vor der frühen Mutter, die alles kann, die vor allem gebären kann, haben, und wenn sie jetzt noch zusätzlich die männliche "Ersatzkreativität" besäße, dann würde sie so bedrohlich, daß das gar nicht zugelassen werden könnte.

Geschlechterangleichung, die Schwierigkeit der Emanzipation und die Bisexualität

Dagmar Scholz: Wenn es für die Mutter so wichtig ist, die Tochter als Teil von sich selbst zu erleben und sich rund mit ihr zu fühlen, so ist es wahrscheinlich auch umgekehrt, daß die Tochter sich nicht rund ohne die Mutter fühlt, denn solange sie sich nicht von ihr getrennt hat, kann sie sich ja nur in der Symbiose gut fühlen. Da stellt sich doch die Frage: Wenn die Frauenbewegung schon ein Stück Revolte gegen die einengende Rolle, das Klischee enthielt; inwieweit ist es ihr gelungen, eine neue weibliche Identität zu formulieren? Was heißt es überhaupt, eine Identität als Frau zu haben, was für positive Eigenschaften sind das überhaupt, mit denen ich mich identifizieren kann und wie können sie in einer Mutter-Tocherbeziehung entstehen?

Schließlich kann man auch noch die utopische Frage stellen, was das einmal heißen könnte, eine Frau zu sein, welches Potential steckt eigentlich in uns?

Goldy Parin-Matthéy: Wenn das Mädchen in seiner Entwicklung durch die eigenen Erfahrungen mit der Onanie, in dem Experimentieren an sich selbst die Erfahrung macht, seinen Körper als lustvoll, schön und ganz zu erleben, dann ist das schon ein wichtiger Weg zu sich selbst, nämlich zur Weiblichkeit. Bei diesen Entdeckungen an sich selbst handelt es sich nicht um Identifizierungen; die gibt es dann auch: die Glorifizierung also von heroischen Frauengestalten, die vorübergehend als Identifikationsfiguren angenommen werden, bis das Mädchen dann zu sich selbst und der Weiblichkeit stehen kann, sich fein, rund und gut fühlen kann.

Dagmar Scholz: Meinen Körper entdecken, Ich-selbst-sein, bedeutet das noch einmal eine spezifische Entdeckungsreise? Auch ein Junge kann schließlich seinen Körper entdekken und dabei er selbst sein. Gibt es denn einen Unterschied, wie ein Mädchen seinen Körper entdeckt und wie ein Junge ihn entdeckt?

Goldy Parin-Matthéy: Ich glaube, es gibt da keinen prinzipiellen Unterschied. Es ist in unserer Gesellschaft nur so, daß die Buben etwa zu 99 Prozent schon frühzeitig diese Entdekkung machen, indem sie onanieren und mit ihrem Körper experimentieren und Mädchen daran gehindert werden.

Sophinette Becker: Ich denke, da könnte noch etwas anderes eine Rolle spielen. Luce Irigary schreibt, daß das Mädchen seinen Körper mit gesellschaftlich nicht lizensierten Sinnesfunktionen entdecken muß. In unserer Gesellschaft spielt das Schauen eine so große Rolle, und das Mädchen muß ja über das Erfühlen und die Wahrnehmung innerer Reize sich entdecken, Sinne, die in unserer Gesellschaft nicht viel gelten.

Goldy Parin-Matthéy: Ja eben, die gelten nicht viel, aber die muß ein Mädchen bei sich als einen Wert erleben lernen. Das Fühlen, Spüren, die Sensibilität entwickeln Frauen gerade durch die diskriminierende Rollenzuteilung eher als Männer. Sie müssen sie als einen Wert besetzen, sich also selbst besetzen können. Die Irigary mit ihrer weiblichen Sprache und so, also das kommt mir blöd vor; aber in diesem Punkt hat sie schon recht. Aber es ist ja auch für das Mädchen, die Frau, ein Vorteil, wenn nicht alles gesellschaftlich schon so besetzt und benannt und bewertet ist. Denn es kann dann auch weniger enteignet werden als gesellschaftlich brauchbar, gut usw.

Sophinette Becker: Was meinen Sie damit?

Goldy Parin-Matthéy: Ja, gesellschaftlich enteignet durch Normen. Natürlich wird die Sensibilität abgewertet, wenn es heißt, die Frauen sind halt so sensibel, und das ist eben nix, Gefühle sind nichts.

Anke Schulz: Da möchte ich aber doch nochmal fragen, was das denn heißt, "spezifisch weibliche" oder "spezifisch männliche" Fähigkeiten oder Eigenschaften.

Es gibt doch eine darüber hinaus verbreitete utopische Hoffnung, daß die Geschlechter eines Tages keine wesentlichen Unterschiede mehr haben, daß sie sich nur als Menschen begegnen, und da ist ja auch was dran, finde ich (obwohl man dagegen einwenden könnte, daß es dann auch mit der Anziehung der Geschlechter vorbei wäre). Denn sowie man aufteilt in eine männliche und eine weibliche Identität, ist das auch wieder mit Rollenzuweisun-

gen verbunden, und das hieße, daß sowohl die Männer wie die Frauen von bestimmten Qualitäten und Möglichkeiten ausgeschlossen wären, daß sie immer das andere Geschlecht brauchen um ganz zu sein.

Goldy-Parin-Matthéy: Ja eigentlich wäre es eine Utopie, daß man nicht das andere Geschlecht braucht um ganz zu sein, daß beide sich rund und ganz fühlen könnten.

Sophinette Becker: Wenn man mal von allen gesellschaftlichen Zwängen abstrahiert, eine freie Gesellschaft sich vorstellt, wo Frausein nicht mit Unterdrückung verbunden ist, was könnte dann "weiblich-sein" bedeuten? Wir haben uns immer gegen die Freudsche Biologisierung gewehrt, oder auch gegen Erikson, der aus der Beschaffenheit der Sexual-Organe die Art und Weise der Beziehung zur Umwelt herleitet; aber was könnte dann in einer freien Gesellschaft eigentlich spezifisch weiblich sein, wenn man es nicht von der Anatomie ableiten will?

Goldy Parin-Matthéy: Mir fällt ein, in Ostjava gibt es eine halbwegs symmetrische Gesellschaft auch heute noch. Man sieht dort, wie die Väter sich mit ihren Kinder genauso beschäftigen wie die Mütter. Auffallend war, daß diese Frauen, die schwer arbeiten müssen im Reisfeld (das ist eine dreckige und schwere Arbeit, die auch die Männer machen), sich als etwas Kostbares fühlen. Einfach kostbar, sie strahlen einen inneren Reichtum aus – ich habe einfach keinen anderen Ausdruck zur Verfügung, um das zu beschreiben. Nach der Arbeit pflegen sie sich sehr, die Männer auch. Beide sind irgendwie kostbar, haben eine Art Körperbesetzung, die bei uns kaum zu finden ist.

Sophinette Becker: Aber sie haben doch einen deutlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen gespürt?

Goldy Parin-Matthéy: Die Männer dort sind auch schön und kostbar – bei den Frauen fällt es aber noch mehr auf. Also ich muß sagen, ich habe auch mehr darauf geschaut, wie diese Frauen in diesen traurigen Hütten sich pflegen, ihren Körper und ihre Haare. Sie verhalten sich auch sehr frei gegenüber den Männern, obwohl sie Muselmanen sind. Wenn eine Frau in den Bus steigt, dann scherzt sie sofort mit dem Buschauffeur, aber ganz offen und direkt. Mir scheint schon, daß das Möglichkeiten wären, denn obwohl die sozialen Bedingungen sehr schlecht sind – sie sind furchtbar arm, es herrscht dort zwar kein Hunger, weil das Land so fruchtbar ist, aber sie müssen schrecklich arbeiten –, scheint es mir ein sehr schönes Leben zu sein.
Sie haben sehr viele Kinder, das ist wichtig trotzdem, und die Männer beteiligen sich an ihrer Erziehung ganz genauso.

Anke Schulz: Wenn wir jetzt wieder auf unsere Gesellschaft schauen, dann kann man in der jüngeren Generation – junge Erwachsene und Jugendliche – ja wenigstens was die äußere Erscheinung betrifft, auch so etwas wie eine Geschlechterangleichung feststellen ...

Goldy Parin-Matthéy: Ja, Angleichung schon, daß diese Unterschiede nicht mehr derart von Kleidung und Mode betont werden ...

Anke Schulz: Würden Sie denn im Einklang mit diesen äußeren Veränderungen auch innere Möglichkeiten sehen, zunächst zu einer freieren Rollengestaltung?

Goldy Parin-Matthéy: Ich habe schon den Eindruck bei den Jüngeren – wenn die heiraten oder sich zusammentun, schaut der Mann doch

meistens, daß er halbtags arbeiten kann, wenn ein Kind da ist ...

Anke Schulz: Na, das ist aber in der Bundesrepublik noch nicht so – die Möglichkeiten dazu sind auch gering ...

Goldy Parin-Matthéy: Das betrifft natürlich auch nur eine bestimmte Schicht, aus der Universität, die es sich so einrichten.

Anke Schulz: Glauben Sie, daß da eine gesellschaftssprengende Kraft drinsteckt?

Goldy Parin-Matthéy: Ich glaube ja, daß in der Frauenbewegung doch eine gesellschaftssprengende Kraft liegen würde, die so aussieht, daß die Männer nicht wieder die Sündenböcke sind, sondern daß es eine Solidarisierung gibt. Diejenigen, die das machen, sind bisher natürlich nur die Jungen, die aus der Universität kommen – und das ist bisher zahlenmäßig noch nicht gefährlich für die Gesellschaft.

Sophinette Becker: Also ich könnte mir vorstellen, daß diese ganzen Rollen aufgegeben werden, daß Frauen arbeiten und Männer frühzeitig mit ihren Babies auch mütterlich umgehen können, andererseits finde ich so eine Gesellschaft, wo Männer und Frauen gleich aussehen und keine spürbaren Unterschiede mehr sind, auch bedrohlich, also wenn es dann so eine geschlechtsneutrale einheitliche Masse gäbe ...

Goldy Parin-Matthéy: Sie meinen, das wäre dann das Ende auch der Sexualität?

Sophinette Becker: Ja, das möchte ich nicht!

Goldy Parin-Matthéy: Nein, aber ich kann mir schon vorstellen, daß jeder Lust erleben kann und es schön haben kann und gleichzeitig, weil wir ja so geboren sind, in tiefe symbiotische Verschmelzungen kommen kann, wenn er mit jemandem schläft, daß es aber mit weniger Schuldgefühlen und Ängsten gelingen könnte, sich daraus wieder zu lösen.

Sophinette Becker: Aber was wäre dann die Differenz in so einer Utopie – die Rollen wären angeglichen, weil sie nicht mehr so herrschaftsmäßig verteilt wären, und es bliebe der anatomische Geschlechtsunterschied. Aber gäbe es auch psychische Unterschiede?

Goldy Parin-Matthéy: Nein, ich glaube, wenn die Männer ihre sensibleren und passiveren Seiten und die Frauen ihre aktiven Wünsche zulassen, dann ist das nichts, was sich gegenseitig aufhebt, dann gibt es vielleicht erst überhaupt eine bessere Möglichkeit sich zu lieben. Der Austausch der Rollen, daß man Aktivität und Passivität austauschen kann, führt ja erst z.B. in der Sexualität zu einer wirklichen Befriedigung. Daß diese Rollen nicht so einzementiert wären – die Flexibilität und Tauschbarkeit der Rollen wäre für mich eine Utopie.

Anke Schulz: Aber warum ist das denn so schwer erreichbar? Da muß doch etwas ganz

Fundamentales sein, was die Frauen immer wieder in diese Rolle drängt, warum es ihnen subjektiv so schwer fällt, sich aus ihrer Rolle zu lösen.

Goldy Parin-Matthéy: Die gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen üben einen so ungeheuerlichen Druck aus. Eine wirkliche emanzipierte Frau macht doch so etwas wie ein "coming-out" der Homosexuellen. Das bedeutet eine ungeheure Auflehnung gegen die gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen. Und das ist ein Akt von Deklarierung: "So bin ich".

Dagmar Scholz: Warum versuchen die Männer so zäh, dieses "coming out" zu verhindern?

Goldy Parin-Matthéy: Ich habe da ein Buch von dem Claude Meillassoux "Die wilden Früchte der Frauen" gelesen, worin er die Theorie vertritt, daß eigentlich nur in den frühesten Jäger- und Sammlergesellschaften, die praktisch kaum eine Arbeitsteilung kannten, vollkommene Symmetrie geherrscht hat. Die Gruppen waren nicht seßhaft und klein – man sieht ja jetzt noch in den frühen Höhlenmalereien so eine Beschwingtheit, man hat den Eindruck, das muß ein tolles Lebensgefühl für Männer und Frauen gewesen sein. Dabei hatten sie sicherlich ein sehr schweres Leben, nur vom Jagen und Sammeln zu leben.

Meillassoux beschreibt dann, wie eine Gesellschaft seßhaft wird und die Männer das Interesse entwickeln, die reproduktiven Kräfte der Frau zu bannen, sie zu kontrollieren.

Anke Schulz: Da scheint doch neben dem ökonomischen Beweggrund noch ein innerpsychischer Anteil zu sein, der in den Männern dann dieses Interesse erweckt, die Frauen unter Kontrolle zu halten.

Goldy Parin-Matthéy: Da sagt ja die Maria Torok etwas sehr Einleuchtendes, daß nämlich die Phantasien der Männer, in der analen Phase, in der die Mutter sich sehr auf das Innere des Kindes konzentriert, und das Kind die Vorstellung entwickelt: sie hat die Kontrolle über alles, daß diese Schreckphantasie vom Kinde, das ja passiv ist, ins Aktive gewendet wird, um damit besser umgehen zu können. Von daher gibt es schon einen psychischen Anteil bei den Männern: "ich möchte die Kontrolle haben über diese Frauen, die da ständig gebären ...", aber es muß eben das ökonomische Moment hinzukommen, das dann die Phantasien und Ängste der Männer benutzt, damit sie die Kontrolle über die Frauen haben und über ihre Gebärfähigkeit, weil sie ja sonst mit ihren Kindern einfach weggehen könnten.

Sophinette Becker: Vielleicht dürfen die Frauen deshalb auch nicht kreativ sein, weil es für die Jungen eine traumatische Erfahrung ist, daß über ihre Produkte in der analen Phase so eine Kontrolle ausgeübt wird, wenn Frauen noch zusätzlich zu ihrer Gebärfähigkeit kreativ sind, daß es dann zu bedrohlich wäre ...

Goldy Parin-Matthéy: Beide erleben die Bedrohung, aber der Junge versucht eben die Ängste aktiv zu bewältigen, nämlich mit der Kontrolle über die Frau und ihre Produkte.

Anke Schulz: Während sich das Mädchen damit trösten kann, daß sie eines Tages auch Kinder gebärt.

Aber ganz befriedigend ist diese Erklärung nicht, warum diese Rollenaufteilung so weltweit ist und immer auf Kosten der Frau geht. Dieses Gebären ist ja auch ein Stück Natur im Menschen – man kann sagen: bis zur Pille ein Stück unkontrollierbarer Natur. Vielleicht gibt es einen Zusammenhang mit dem Zwang des Menschen, die Natur in der Arbeit unter Kontrolle zu kriegen, und wie kriegt man nun die Fähigkeit zu gebären unter Kontrolle, doch indem man die Frau unter die Kontrolle bringt!

Ich will noch einmal auf die Freudsche Theorie von der bis zum Ödipuskonflikt bei Mädchen und Jungen identisch verlaufenden psychosexuellen Entwicklung zurückkommen. Daran haben wir ja vorher in der Diskussion kritisiert, daß das Mädchen in dieser Theorie nur als verstümmelter Knabe auftaucht. Man müßte es aber nicht unbedingt so sehen, denn wenn ich mir jetzt diese Utopie, die wir vorher gemeinsam im Gespräch entwickelt haben, anschaue, dann ist ja diese Grundlage, die der Freud beschreibt, zu ihrer Realisierung tatsächlich viel eher geeignet, als wenn von Geburt an schon ein kleines Mädchen oder ein kleiner Junge in der Wiege liegen.

Sophinette Becker: Einerseits haben wir uns dagegen gewehrt, daß Freud meinte, das kleine Mädchen sei bis zum ödipalen Konflikt ein kleiner Knabe und wird erst dann Mädchen, gleichzeitig hat er das Konzept der Bisexualität gehabt, das uns wieder eher einleuchtet. Man könnte danach vielleicht sagen: Beide sind beides. Andererseits gibt es Theorien von der Melanie Klein bis zu sonstwem, die sagen, wir werden geboren als Mädchen oder Junge ...

Anke Schulz: Was für meine Begriffe auch psychische Unterschiede mitbedingen würde.

Goldy Parin-Matthéy: Ganz sicher, schon wie die Mutter das kleine Baby, das ein Mädchen ist, anders behandelt ...

Anke Schulz: Das ist doch aber ein gesellschaftlicher Prozeß!

Goldy Parin-Matthéy: Ja, es ist von Anfang an ein gesellschaftlicher Prozeß, von der Geburt an.

Sophinette Becker: Ja, darüber gibt es ja jetzt auch Untersuchungen, die belegen, daß beispielsweise die Gier des kleinen Mädchens mehr bekämpft wird und der Junge expansiver sein darf. Wie wäre das aber in einer utopischen freien Gesellschaft, in der diese gesellschaftlichen Bewertungen fehlten, die Mutter dem kleinen Mädchen also genausoviel Gier zugestehen würde usw. – wären Jungen und Mädchen dann zwei gleiche bisexuelle Wesen?

Goldy Parin-Matthéy: Sie könnten ihre Bisexualität in diesen Rollen spielen, also umfassender ausleben.

Anke Schulz: Das heißt, die Utopie wäre eigentlich die Bisexualität?

Goldy Parin-Matthéy: Ja, ja, man ist ja bisexuell. Das ist ja auch schon eine gesellschaftliche Zuschreibung, daß der Mann, weil er den Penis besitzt, über mehr Stoßkraft verfügen müsse.

Sophinette Becker: Es ist so schwer, sich eine Gesellschaft ohne Rollenzuschreibungen vorzustellen – das wäre dann so eine gelebte Bisexualität?

Goldy Parin-Matthéy: Ja, nur "bisexuell" hat bei uns auch so einen blöden Klang. Ich verstehe darunter eine Vielfalt der Strebungen: aktiv-passiv, gierig, zurückhaltend und alles das. Wenn man bisexuell hört, dann meint man schon wieder heterosexuell oder homosexuell, das sind alles gesellschaftliche Zuschreibungen.

Dagmar Scholz: Ich glaube, das macht es so schwierig, sich das vorzustellen, weil eigentlich alle Begriffe, mit denen wir operieren, so festgelegt sind und auch unsere Wahrnehmung so bestimmen, daß es fast nötig wäre, neue Begriffe zu finden, um auch diese Utopie zu beschreiben.

Goldy Parin-Matthéy: Ja, dazu fällt mir etwas sehr Interessantes aus unserem Arbeitskreis ein. Wir wollten eigentlich über die weibliche Homosexualität arbeiten. Aber keine von uns, wird sind ca. 15 Analytikerinnen, hat eine wirklich homosexuelle Frau in Behandlung. Es gibt natürlich Frauen, die sexuellen Kontakt zu anderen Frauen haben, aber keine, die aufs eigene Geschlecht festgelegt ist. Ich frage mich immer, es ist doch die viel größere Plastizität bei den Frauen, obwohl sie doch durch die diskriminierte Rolle sowieso geduckt werden, werden sie doch nicht derart mit Rollenidentifikationen gefüttert.

Ich habe auch einige Analysandinnen, die Beziehungen mit Frauen haben, aber das sind keine Homosexuellen in dem Sinn, wie es männliche Homosexuelle sind.

Sophinette Becker: Die Frauen können sich das ja auch eher gestatten, das in ihrem Leben einmal zuzulassen, während die Männer ja eine richtige Sozialisation der Homosexuellen durchlaufen und in die homosexuelle Subkultur einsteigen müssen, um das leben zu können.

Goldy Parin-Matthéy: Ja, es kommt eben nicht so darauf an, die Sexualität der Frau ist damit auch ein Stück freier, es kommt nicht so darauf an, es ist wurscht, für die Gesellschaft nicht so wichtig. Dadurch bleiben die Frauen aber flexibler, eher bei den Ursprüngen, eher bisexuell.

Sophinette Becker: Jetzt vielleicht noch eine Frage zum Schluß. Haben Sie das Gefühl, daß die Arbeit in der Gruppe mit Frauen sich auf Ihre Behandlung auswirkt. Eine Analytikerin berichtete von der Behandlung einer Patientin, die anfing zu studieren und alles möglich zu machen. Dann konnte sie sie nicht mehr behalten und hat sie zu einem männlichen Kollegen gegeben, und nach ein paar Monaten hat sie ihn gefragt, "ja, wie geht's der denn?" Da antwortet der: "Toll, die hat das Studium aufgegeben und geheiratet." Ich könnte mir denken, wenn Sie so eine Frauengruppe haben, daß sich das auf Ihre Behandlung und das, was aus Ihren Patientinnen wird, auswirkt. Ich habe allerdings auf feministischen Kongressen über Therapie auch das umgekehrte Phänomen erlebt, daß es dann so ein Ideal gab, wie die emanzipierte Frau zu sein hat, beispielsweise kinderlos oder so, oder es sollte keine Aggressionen zwischen Frauen geben, was dann dasselbe bewirken kann. So eine Therapeutin kann nicht zulassen, daß die Patientin sie auch mal haßt.

Goldy Parin-Matthéy: Ich denke schon, daß mich diese Gruppe beeinflußt, einige sind zwar politisch nicht besonders motiviert, aber es sind alles sehr emanzipierte Frauen, in dem Sinne, daß bei ihnen so etwas wie Sie eben beschrieben haben, nicht vorkommt. Und es sind alles Frauen, die nicht viel mit dieser Institutionalisierung der Psychoanalyse, wie sie in Deutschland herrscht, zu tun haben wollen. Ich glaube überhaupt, daß das mit der Institutionalisierung der Psychoanalyse eine ganz schlimme Sache ist, hinter der noch die Ärztegesellschaft mit ihren Machtstrukturen dahintersteht. Uns zu sagen, was krank ist oder was gesund ist, schon das! Ich finde den Krankheitsbegriff auch in der Psychoanalyse so falsch.

Großer Ratschlag

Als Frau in linken Organisationen

Ein Bericht

Bei der Arbeitsgruppentagung in Harheim und beim Treffen der Projektgruppe zur Vorbereitung des Großen Ratschlags haben sich einige Frauen des Sozialistischen Büros getroffen und diskutiert, wie wir uns eine Teilnahme am Ratschlag vorstellen, aber auch, welche Ideen, Bedürfnisse und Vorstellungen wir haben, die wir längerfristig auch im Sozialistischen Büro angehen wollen. Wir waren dagegen, schon im Aufruf zum Ratschlag einen speziellen 'Punkt Frauen' aufzunehmen. Im Sozialistischen Büro ist in den letzten Jahren wenig an Auseinandersetzung zur Sache der Frauen gelaufen. Höchstens ab und zu ein abstrakter Hinweis auf die Wichtigkeit der Frauenbewegung als neuer sozialer Bewegung.
Wir waren auch dagegen, für den Ratschlag in eine 'Strategiediskussion' einzusteigen, weil gerade diese Art der Diskussionen dem widersprechen, was wir uns in der Frauenbewegung erarbeitet und erkämpft haben. Wir sind an Auseinandersetzungen zu bestimmten Fragen interessiert – z.B. Weiblichkeit im Beruf bzw. als Beruf, an der Diskussion um die Neubestimmung des Arbeitsbegriffes unter Einbeziehung von Hausarbeit und dem erweiterten Begriff von Produktion und Reproduktion, Frauenarbeit im Betrieb und in den Institutionen, unser Verhältnis zum Parlamentarismus, die Frauenfriedensbewegung usw.
Eine Möglichkeit, die Diskussion aufzunehmen, kann der Ratschlag sein.

Der Wiederbeginn einer Auseinandersetzung ist nicht einfach, dennoch fällig. Lange Zeit habe ich nicht mehr für eine linke Zeitung geschrieben. Wir werden sehen, ob die Schere im Kopf von früher, dieses: 'hast du auch alles richtig abgeleitet' noch wirksam ist.
Ich will berichten von Brüchen und Widersprüchen in meinen Erfahrungen bei der Arbeit in der Frauenbewegung und Aktivitäten in der Linken. Die Auseinandersetzung kann und will keine 'objektive' sein.
Am Anfang stand diese Sehnsucht: Durch die Brucherfahrung in Ehe und mit der großen Liebe wußte ich eines:
Ich möchte in einer Gruppe leben, d.h. ich will nie wieder nur für einen Menschen wichtig sein, nie wieder so eingeengt auf einen Menschen, so daß, wenn dieser weg ist, der Wille zum Leben gebrochen ist.
In einer Gruppe leben, das stelle ich mir so vor, daß die Intensität, die normalerweise als Begegnung in einer Zweierbeziehung stattfindet, sich ausweitet auf mehrere Menschen. Es braucht so lange Zeit, das zu lernen. Wir haben das ja nicht gelernt. Was wir gelernt haben, ist ja das: 'Die Ehe oder die Beziehung ist die einzige humane Möglichkeit in inhumanem Allgemeinen', wie Adorno sagt, 'aber es gibt kein richtiges Leben im falschen'.
Diese entsetzliche Angst, jemanden, mit dem man diese humane Beziehung, weil auf Liebe basierend, eingegangen ist, zu verlieren. Die Angst davor, dem inhumanen Allgemeinen ausgesetzt zu sein. Diese Angst, die dazu führt, sich immer mehr an die Bedürfnisse des anderen anzupassen – besonders dann, wenn Kinder da sind –, die dazu führt, sich mit seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen nicht mehr einzubringen und dadurch eigentlich gar nicht mehr existenzfähig zu sein, sondern nur noch eine Schlingpflanze. Diese Angst, die dem anderen und mir selber soviel abdrückt, erwürgt, Eifersucht hervorbringt, Konkurrenzängste entstehen läßt.
Die Entwicklung hin zur Realisierung des Gruppentraumes ist ein so widersprüchlicher Prozeß. Oft möchte ich immer noch für "eine" Person besonders wichtig sein, die Sehnsucht nach der totalen Verständigung, wie sie in guten, kurzen Perioden der Liebe möglich ist. In einer Gruppe leben. Warum soll es nicht möglich sein, intensive Beziehungen zu mehreren Menschen zu haben? Was ist wichtiger, öffentlich – privat? Was ist das? Das Allgemeine, das Besondere?
Die Erfahrungen waren ja solche: Immer habe ich politische Arbeit gemacht, mich immer in irgendwelchen Fragen, Kampagnen engagiert. Immer viel Kontakt mit anderen Menschen. Aber sowohl in der Ehe als auch in der Zeit der eheähnlichen Beziehung habe ich Emotionalität und Gefühle weitgehend in der Beziehung zu dem Partner ausgelebt. (Vor der Ehe in den Gruppenerfahrungen, früher war das anders.) Abends wollte ich nach Hause, wollte jemanden, der lieb war, der die ganzen Schwierigkeiten versuchte zu verstehen. Versuche, Emotionalität, z.T. auch Sexualität mit anderen Partnern zu leben, waren sanktioniert, waren bedrohlich, auch wenn der Partner solche Bedürfnisse hatte. Eifersucht. Frauen, andere Frauen fast ausschließlich unter dem Blickwinkel der Konkurrentinnen in bezug auf den Mann erlebt, selbst bei phasenweise guten Verständigungsmöglichkeiten mit Frauen war das Verhältnis gestört, sobald ein Mann auftauchte.
Von der Zeit, seit ich alleine lebe, mache ich andere Erfahrungen, konkrete, praktische Erfahrungen. Ich brauchte Hilfe. Frauen waren solidarischer, teilten die Arbeit mit den Kindern. Bei ihnen hatte ich auch – anders als bei Männern – bis auf wenige Ausnahmen – das Gefühl: sie können besser zuhören. Es entstanden intensive Vertrautheiten, die nicht repressiv waren und sind. Kein Anspruch auf Alleinbesitz. Natürlich gibt es auch zwischen Frauen Eifersuchtsprobleme (auch wenn keine sexuellen Beziehungen da sind). Aber in dem Prozeß mit den Frauen habe ich gelernt, Eifersucht abzubauen. Habe gesehen, daß das, was ich mit einer Frau zusammen machen kann, etwas anderes ist als das, was sie mit anderen zusammen macht. Wurde mir so auch meiner eigenen Fähigkeiten bewußter.
Lange Zeit sah ich die Frauenbewegung als Möglichkeit an, sich zu verständigen über die Probleme der Frauen, um sie dann einzubringen in die sozialistische Bewegung. Klärungsprozesse mit Frauen als Vorstufe zur "höheren" Organisationsform, als "Nebenwiderspruch" zum Hauptwiderspruch, dem zwischen Kapital und Arbeit.
Ich fuhr zum ersten internationalen Frauentreffen nach Italien. Thema des Treffens (200 Frauen aus verschiedenen westeuropäischen und lateinamerikanischen Ländern) war: Das Verhältnis Feminismus/Sozialismus. Wir diskutierten 9 Tage lang über die Möglichkeiten, die wir als Frauen bislang hatten, die Sache der Frauen einzubringen in die linken Organisationen. Es waren Frauen aus den verschiedensten linken Organisationen dort. Die Italienerinnen arbeiteten meistens nach dem Konzept der doppelten Militanz, d.h. gleichzeitig in der Frauenbewegung und in den linken Organisationen. Alle aber hatten wir die Erfahrung: daß es ungeheuer schwierig, oft unmöglich ist, ernstgenommen zu werden mit unseren Fragen, mit unseren Problemen.
Bei diesem ersten Treffen in Italien fand ich die Italienerinnen "zu unterentwickelt" in der theoretischen Fragestellung. Geprägt vor allem durch die Linke und Universität in der BRD.
Erst Wochen später merkte ich, was dieses Treffen in Italien ausgelöst hatte. Ich sah die Situation in den linken Gruppen schärfer, achtete mehr darauf, ob und wie die Frauen sich einbringen konnten in die Auseinandersetzungen, machte zusammen mit anderen eine Analyse von 7 bundesdeutschen linken Zeitungen, um zu sehen, wie die Sache der Frauen dort behandelt wird.
Bis heute findet sich in den Theorien der Linken eine Reduktion der Probleme der Frauen auf die der Lohnarbeiterin, der "öffentlichen Funktion" der Frauen.
Im SB Marburg hatten wir ewig lange diskutiert, warum und wie und ob überhaupt wir eine praktische Arbeit beginnen könnten. Die jahrelangen Diskussionen führten nicht dazu, daß wir über unseren Rahmen hinauskamen. Denn wenn schon Praxis, mußte es ja die mit der Arbeiterklasse sein und die war, zumindest in Marburg, noch weiter weg als in anderen Städten.
In der Frauenbewegung hatten wir von Anfang nicht diese Fixierung auf die Arbeiterklasse, sondern sind ausgegangen von Betroffenheit, unserer Sexualität, unserer Sprachlosigkeit auch und gerade in linken Gruppen, von dem Problem, daß wir es solange als selbstverständlich akzeptiert hatten, daß wir nach wie vor Hausarbeit und Kindererziehung machten, von der Abtreibungsproblematik, von Gewalt gegen Frauen usw.
Ich weiß, daß die Arbeit für Russell, in der Gewerkschaft, in anderen Zusammenhängen und bei Diskussionen nicht auszuhalten gewesen wäre, wenn nicht gleichzeitig der Zusammenhang in der Frauengruppe gewesen wäre.
Inzwischen war es so: In die Frauengruppe ging ich gerne, es war keine "Verpflichtung", obwohl die Arbeit viel kontinuierlicher ist als die Arbeit in den "politischen" Gruppen. Kaum einer kam gerne zur Russell-Gruppe, zu irgendwelchen Plena. Es bedeutete keinesfalls, daß die Probleme und Auseinandersetzungen in der Frauengruppe einfacher

zu lösen waren. Es sind verflucht harte Geschichten. Vielleicht bedeutete es einfach: Wir erfuhren uns mehr als ganze, als lebendige Menschen. Wir konnten auch zeigen, daß wir weinen. Praktische Lösungen wurden gebraucht. Nach fast zwei Jahren lasen wir das erste Buch in der Gruppe zusammen.

Seit etwa einem Jahr habe ich das Gefühl, in ein immer tieferes Loch zwischen den Erfahrungen in der Frauenbewegung – konkrete Arbeit in Marburg, theoretische Arbeit, Erfahrungen in den verschiedenen Ländern – und in der Linken zu fallen. Lange Zeit schien es mir möglich, beide Seiten zusammenzubringen: die sozialistische Feministin, die feministische Sozialistin. Ich wurde mißtrauischer, durch eigene Erfahrungen, durch Lesen über Kämpfe, in denen Frauen ihre Entwicklungen beschrieben. Der Kampf bei Lip, der französischen Uhrenfabrik, in dem Frauen und Männer seit fünf Jahren nun die Fabrik besetzen. Der weitestgehende Arbeitskampf in Westeuropa in den letzten Jahren. Gerade die Fragen der Frauen von Lip, die sich nach und nach entfernt haben von der "allgemeinen" Fragestellung. Gerade die Erfahrung der Arbeiterinnen und Angestellten, die im Kampf erfahren haben, daß es einen großen Unterschied gibt, den zwischen Frauen und Männern, auch wenn alle im Kampf stehen.

Meine eigenen Erfahrungen in einer politischen Kampagne, dem Russell-Tribunal, in dem ich längere Zeit als einzige Frau in den deutschen Gremien arbeitete. Die "Alibi-Frau". Beim Treffen mit den Jury-Mitgliedern schien es selbstverständlich, daß einige sich an mich als Frau wandten, wenn sie was getippt haben wollten oder den 'Rotwein, aber bitte gut temperiert'. Die Flirt-Ebene. Die Erfahrungen, daß bei Diskussionen mit einer Reihe von Menschen, die wir für das Tribunal gewinnen wollten, Erstaunen und Abwehr mir als Frau gegenüber bestand. Meine Erfahrungen sind solche: Immer mehr geschieht es mir bei den politischen Diskussionen, daß ich den "Inhalt" verliere, manchmal in der Form, wie es eine italienische Genossin beschreibt: *"Ich erinnere mich an einen Abend, an eine Versammlung des regionalen PDUP, kurz vor den Wahlen: von einem bestimmten Zeitpunkt habe ich aufgehört, der inhaltlichen Diskussion zu folgen, mich auf die konkreten Ziele zu konzentrieren und sie zu beurteilen. Vielmehr achtete ich instinktiv auf die Ausdrucksweise der Genossen und das, was sich nicht verbal zwischen ihnen abspielte; ich suchte zu begreifen, was sich hinter ihren Worten verbarg. Ihr Leben, ihre privaten Beweggründe. Es waren Dinge, die mir in dieser Situation völlig unkommunikabel erschienen sind. Ich hätte es für vernünftig und sinnvoll gehalten, darüber zu sprechen, um so mehr, als es den anderen nicht gelang, mit ihren 'politischeren' Diskussionsmethoden zu minimal zufriedenstellenden Ergebnissen zu kommen, denn wenn ich gesprochen hätte, hätte man mir zugehört wie einem Marsmenschen, und mein Beitrag wäre 'vom Thema abweichend' beurteilt worden, wie in der Schule. Ich war, objektiv gesehen, unproduktiv und unpolitisch, mit einem Wort, eine Frau." (Beitrag von Lidia Campagnano, Auszüge aus: La parola elettorale, in: Berliner Hefte 7, S. 109)*

Immer mehr kam und kommt es zu solchen Erlebnissen. Die Schwierigkeit, der Widerspruch besteht darin, daß ich auf der einen Seite, in der Frauengruppe, einen Teil meiner Geschichte, die Erfahrungen von Kämpfen in der linken Bewegung, nicht einbringen kann. Diese Frauen kommen nicht aus der Linken. In die linken Zusammenhänge kann ich die Erfahrungen aus der Arbeit mit den Frauen nicht einbringen. Im letzten Jahr verschärften sich die Widersprüche so sehr, daß ich noch einmal nach Italien und Portugal "geflohen" bin, um dort mit Frauen diese Probleme zu diskutieren.

In Italien besonders ist die Auseinandersetzung an dem Punkt weiter entwickelt. Die Frauenbewegung in Italien ist eine Massenbewegung ohne das Schema, das bislang alle linken Organisationen als Programmatik haben: Vereinheitlichtes Bewußtsein der Massen. Italien, das Land mit der langen klassenkämpferischen Tradition. Mit den durch die römisch-katholische Kirche bestimmten Familienstrukturen ("Scheidung auf italienisch"). Eine Bewegung, in der die Frauen begonnen haben, die ihnen durch Werbung, Kino, Plakate weggenommenen Körper wiederzufinden, eine Bewegung, durch die der Mythos vom vaginalen Orgasmus zerschlagen wurde, die in bezug auf Autonomie, auf neue Kampfformen eine Radikalität, einen ungeheuren Phantasiereichtum entwickelt hat.

Die Frauen, die in Italien heute in der autonomen Frauenbewegung zusammen sind, kommen zum größten Teil aus der Linken. Sie waren tragende Kräfte der neuen Linken, angezogen von den "Parteien neuen Typus", in denen sie sich eine Auseinandersetzung erhofften,

"die ihre Legitimität aus dem tiefen Glauben an das anfängliche Projekt zog; einen Glauben, der sich auf einen für die Linke neuen Versuch gründete, sich auf der Basis von Zielvorstellungen wie der Überwindung der Arbeitsteilung, der Bejahung der Intelligenz und Kreativität eines und einer jeden und der Beseitigung des Bruchs zwischen Öffentlichkeit und Privatem zusammenfinden."

(Liebe Genossen, wir verlassen euch. Ein Brief von zwölf Genossinnen an die PDUP, in denen die Gründe ihres Austritts erklärt werden. In: M. Wunderle, 1978, S. 230)

Die radikale Feministin? Ich bin dabei, den Kreis wirklich zu zerbrechen, cerchio spezzato (zerbrochener Kreis, Name einer italienischen Frauengruppe). Es ist ja nicht so, daß mich die Probleme der Gesellschaft, des Kapitalismus, des Imperialismus nichts mehr angingen. Nur sind meine Fragen andere geworden. Welche?

Die Blochschen Kategorien von Kältestrom und Wärmestrom. Ist in den Analysen der bundesrepublikanischen Linken diese Dialektik noch zu finden? Immer kältere Analysen finde ich bei den Marxisten, Beschreibungen, die vielleicht richtig sind, die aber nicht mehr angeben können, wohin das Ganze gehen soll. So, wie sie geschrieben sind, verkommen sie zu Statistiken. Was not tut, ist der "empirische Impressionismus".

Solche Sätze: 'Trotz allem hatte die Parteiführung 1968 in der CSSR die Massen hinter sich', sagen nichts mehr. Was ist das: hinter sich haben? Was sind die Massen? Welche Prozesse der Veränderung sind durch sie hindurchgelaufen? Hat Politik für euch immer nur etwas mit dem Kopf zu tun? Waren die Prozesse der Veränderung nicht weitgehend genug? Welches waren die Punkte der Übereinstimmung/Nicht-Übereinstimmung zwischen Partei und Gewerkschaft? Ging es vielleicht um die Veränderung von unmenschlicher Arbeit? Ging es darum, nicht mehr auf eine Arbeit festgelegt zu sein? Ging es vielleicht wie jetzt in Turin in mehreren Betrieben darum, daß Frauen, die ihre Periode haben, für diese Zeit leichtere Arbeitsplätze bekommen? Daß die Frauen anfangen, sich in den Gewerkschaften durchzusetzen mit ihren Problemen, die zu lange einfach von der Gewerkschaft beiseite geschoben wurden? Ging es um die Ausfüllung der Kollektive mit Lebendigkeit?

Was ist die konkrete Utopie, wenn nicht aus tausend Facetten zusammengesetzte konkrete Erfahrung von Möglichem für die einzelnen Menschen? Bei euch werde ich das Gefühl nicht los, daß alles dieses nur "Rohmaterial für die Analysen" ist.

Meine Vision, die immer wieder da ist: alle diese ernsthaften, traurigen Genossen mal zu den italienischen Frauen zu schicken, die euch fragen werden, so wie sie mich gefragt haben, als ich das erste Mal zu ihnen kam. Ich kam aus der bundesrepublikanischen Linken, hatte ein für unsere Verhältnisse normales Referat vorbereitet über das Verhältnis Feminismus/Sozialismus, Strukturen der Frauenbewegung in Westeuropa. Als ich fertig war, fragten sie: Und was machst du? und dann sagten, ja, die Deutschen waren schon immer gut in der Theorie.

Zeiten von Zweifeln, Zweifeln, Zweifeln. Werde ich langsam verrückt? Ich habe keine Begrifflichkeit mehr. Der Hintergrund verschwimmt. Zerrissen zwischen der Frauenbewegung und der Linken. Ich spiele mit dem Gedanken, ins Exil zu gehen, ins Exil von der Linken. Ein Genosse besucht mich, mit dem ich eine Reihe gemeinsamer politischer Erfahrungen habe. Gewerkschaft, Sozialistisches Büro, Berufsverbotekomitee, Russell-Arbeit. Will Informationen über die zweite Sitzungsperiode des Tribunals. Wir diskutieren, schätzen ein. Wir diskutieren über die Kontroverse zwischen Manfred Scharrer und Frank Deppe, Jürgen Harrer, Georg Fülberth über das Gewerkschaftsbuch der drei Marburger. Ich merke, wie ich neben mir sitze, den Bericht gebe, kritisiere, daß die Auseinandersetzung um das Buch bislang von keiner Gruppe in Marburg aufgenommen wurde. Ich denke, ja, das bin ich doch. Die Genossin, zu der einige kommen, Informationen wollen, diskutieren, absprechen, das bin ich doch auch.

"Wieder die Versuchung, es dabei zu belassen. Dazu zu gehören. Die Genossen von früher, die lügen, daß sie es immer schon vorausgesehen haben, wie wichtig wir werden würden. Die Solidarität vortäuschen, die sie noch nie gefühlt haben. Es wäre so schön, ihnen zu glauben, kein Schmerz, kein Haß." (Anja Meulenbelt)

Für mich, wie für viele andere Frauen wird – vor allem auch durch die Entwicklung der politischen Situation international und in der Bundesrepublik – die Diskussion mit der Linken und der Grünen Bewegung notwenig. Wir haben viel gearbeitet in den letzten Jahren in der Frauenbewegung. Die Auseinandersetzung wird anders sein als die vor Jahren.

Außerdem will ich nicht getrennt von meinem Sohn auf der anderen Seite der Barrikade stehen.

ELLEN DIEDERICH

★

Kuba — 21 Jahre danach

Eindrücke von einer Reise

Der Gang durch das Revolutionsmuseum von Havanna gleicht – läßt man zunächst die historisch-politische Bedeutung der Revolution beiseite – dem Besuch einer Gallerie von Westernhelden. Dieser oberflächliche Eindruck entsteht durch die Photographien der schönen Männer, die (zumal Castro) unter den harten klimatischen und militärischen Bedingungen des Partisanenkrieges in der Sierra ihre aufgedunsenen Advokatenvisagen und -bäuche verloren, d.h. zunehmend filmreife Staturen gewannen. Der optische wird durch einen aktustischen Eindruck verstärkt: die kundige Führerin durchs Devotionalienkabinett der Revolution spricht selbstverständlich nur von Che, Fidel und Camillo, ohne Nachnamen oder Titel zu nennen. Wo immer wir sonst nach Castro, Cienfuegos oder Guevara fragten, der Reiseführer, der Barmann, der Busfahrer oder der Landarbeiter antworteten mit Fidel, Camillo und Che als sprächen sie von ihren Brüdern oder Kollegen.
Einen Kontrast bietet das offizielle Presseorgan "Granma", das zuweilen förmlich daherkommt: "Fidel Castro, commandante en jefe erklärte ...". Gleichzeitig gibt es darin aber dicke Balkentitel von der Art "Fidel und Raul eröffnen ein Pionierlager". – Der vertrauliche Umgangston erscheint nicht einfach als publizistische Masche oder Phrase. Bruder Fidel verkörpert das Vertrauen: in seinen legendären, stundenlangen Reden paukte er ja den Menschen nicht irgendwelche abstrakte ideologische Parolen in die Köpfe. In diesen Reden erklärte er dem Volk en détail, worum es geht beim Zähneputzen, der Abwasserversorgung, der vernünftigen Ernährung und der Alphabetisierung genauso wie beim Engagement in Afrika. Das brüderliche Vertrauen bei einem großen Teil der Bevölkerung gewann er als Lehrer des Volkes. Mehr als jeder andere war und ist Castro der Transmissionsriemen auch für die bescheidensten alltäglichen Lernprozesse. Die Alphabetisierung – vor der Revolution wurden einem Jungen, der einem alten Landarbeiter das Lesen und Schreiben beibrachte die Hände machetado (d.h. mit der Machte abgehackt!) – die Alphabetisierung also wurde von Tausenden in Szene gesetzt, gelingen konnte sie nur, weil Castro dem Volk gleichzeitig unermüdlich erklärte, warum sie nötig war.

"... anders, als man liest"

Wohl als Ergebnis einer Mischung von karibischem savoir vivre und dem Eindringen der US-amerikanischen Kulturindustrie ist es zu betrachten, daß es auch heute noch eine große Zahl von kubanischen Musikern gibt. In den Tourismushotels spielen in der Regel täglich drei verschiedene Bands: eine zum Mittag- und eine zum Abendessen, schließlich nachts eine in der Bar. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bewegt sich die hier gespielte Musik in den Bahnen kultureller Depravation. Geboten wird US-Kultur-Müll aus den 50er und 60er Jahren. In dieser Beziehung findet sich eine fatale Anpassung, genauer: eine Orientierung an Standards, die in den modänen Etablissements vor 1959 gesetzt wurden, und von denen die staatlichen Reiseveranstalter offenbar annehmen, sie wären auch bei den heutigen Kuba-Touristen noch gefragt.
Für die kulturelle Szene als ganze ist diese Selbstverleugnung und Anpassung nach unten allerdings untypisch. Neben dem Touristen-Schmaus gibt es eine lebendige afro-amerikanische Musiktradition, die in vielen Lokalen und, an den Wochenenden, unter freiem Himmel gepflegt wird. Was sich da z.B. bei einem Stadtteilfest ohne auszumachenden Anlaß abspielt, läßt sich in einem solchen Artikel nur schwer vermitteln. Nachdem für die Kinder ein Kasperletheater gespielt wurde, beginnt die Band. Nach kurzer Zeit springt der Funke über auf die Zuschauer. Diese tanzen mit und unterstützen die Rhythmusinstrumente mit Händeklatschen. Schließlich kommt die Band vom Podium herunter und der ganze Platz gerät in Bewegung; hinter der Musik her tanzen alle "Zuschauer" einige Runden um den Platz. Alle zwischen 5 und 75 Jahre, Weiße, Braune und Schwarze beteiligen sich daran, und als europäischer Zuschauer gewinnt man den peniblen Eindruck, verlernt zu haben, seinen Körper zu bewegen. Und dies war keine einmalige Erfahrung. In Varadero, einem ehedem exklusiven Badeort, sah ich ein Rentnerpaar tanzen, neben dessen Bewegungen als rüde Trampelei erscheint, was hierzulande Tanz genannt wird.
Hier soll nicht von der vielfältig bedingten Vitalität eines Volkes auf den Grad der Identifikation mit den politischen Verhältnissen kurzgeschlossen werden. Die angeführten und andere Beobachtungen belegen aber immerhin, daß auch enorme wirtschaftliche Schwierigkeiten – zu den "normalen" kommen im Moment drei Plagen, beim Tabak- und Zukkerrohranbau und in der Schweinezucht, hinzu – nicht zur Verkniffenheit der Wohlstandsbürger und der Tristesse der Elenden geführt haben.
Diese auffallende Vitalität ist Bestandteil des kubanischen Selbstbewußtseins und der kulturellen Identität. Sie ist nicht beschränkt auf die Freizeit, obwohl es natürlich bemerkenswert ist, was für ein Betrieb auf den Straßen, in den zahllosen Eisdielen und anderen Lokalen an normalen Werktagen bis tief in die Nacht herrscht. Auch in jenen – wenigen – Teilen der Produktionssphäre, die wir besichtigen konnten, kriegt man den Eindruck, daß in dem Land sachte gearbeitet wird; behutsamer jedenfalls, als es das tropische Klima ohnehin verlangt. Für die an westlichen Standards ausgerichteten Helfer und Spezialisten aus den Ostblockstaaten muß die Ruhe, mit der die Kubaner ans Werk gehen, die reine Hölle sein. Ein Dynamiker dieser Sorte aus der DDR meinte denn auch, die Kubaner müßten noch viel lernen. Da wird er sich allerdings noch ein paar Zähne (vergeblich) ausbeißen, bis jene vier, wohlverstanden im Akkord arbeitenden, Zuckerrohrschneider, die mich auf dem Fahrrad vorbeifahren sahen, ihre Arbeit nicht mehr ganz seelenruhig unterbrechen und mit mir ein Schwätzchen halten; bis jener Lastwagenfahrer und sein ideologisch durchaus linientreuer Beifahrer und Kontrolleur zwei Mitglieder unserer Gruppe nicht mehr spontan zum Mitfahren und Pausieren einladen.

"Ein armes Land"

Kuba ist, trotz immensen Fortschritten seit der Revolution, trotz seines in Süd- und Mittelamerika nirgends auch nur ansatzweise erreichten Lebensstandards und trotz seines für die Region einmaligen Niveaus an sozialer Sicherheit und Gerechtigkeit, ein armes Land, in dem es allerdings soziales Elend, wie es an den Rändern europäischer Großstädte schon massenhaft wuchert, nicht mehr gibt. Ein armes Land von der tradierten ökonomischen Monokultur her, ein armes Land aber auch, weil es wegen der Blockadepolitik der USA fast völlig von der Sowjetunion abhängt. Als Europäer nimmt man auch das komplizierte Rationierungssystem für Grundnahrungsmittel ganz selbstverständlich als Ausdruck von Armut. Wenigstens so lange, bis man sich von einem solchen Armen belehren läßt, daß es doch gerade die Rationierung sei, die eine sichere und gerechte Verteilung der knappen Güter für die ganze Bevölkerung während zwanzig Jahren gewährleistet habe. Für unsere Verhältnisse bescheidene Bedürfnisse gesichert befriedigen zu können, ist allemal mehr als die Existenz breiter Schichten und Klassen an der Hungergrenze – wie in Mexiko, Bolivien, Peru – von Brasilien nicht zu reden. Und genau diese zum Alltag gehörende Sicherheit, unmittelbare Bedürfnisse (von Pannen abgesehen) befriedigen zu können, erfüllt die Kubaner mit mehr als Zufriedenheit, mit Stolz. Es ist die Leistung ihrer Revolution; die größte neben der Beseitigung des Analphabetismus bzw. der Bildung und Ausbildung für alle.
Aus dem Munde zweier Mädchen mit Hauptschulabschluß, die jetzt bereits in einem Betrieb arbeiten, gewinnt die Dialektik eines ausgelaugten und ideologischen Armutsbegriffs Leben. Das Interesse der beiden Mädchen an Europa und der BRD war nicht sehr groß. In einem Punkt wollten sie es aber genau wissen: "Ist Euer Land – also die BRD – ein revolutionäres Land?" Die zwei Frauen aus unserer Gruppe, die mit den Mädchen diskutierten, zögerten nicht lange. Ein revolutionäres Land wird man die BRD beim besten Willen nicht nennen können, auch wenn man alles, was hier unter der Firma "Wohlstand der breiten Masse" läuft, dem Gewerkschaftskonto verbuchte. Dennoch hätte man auf die einfache Frage nach dem revolutionären Charakter des Landes etwas Kompliziertes über

Geschichte, Politik, Kapital und Wohlstandsgefälle geantwortet. Sei's drum, für die Mädchen zählte nur die Frage nach dem revolutionären Charakter und die Antwort auf dessen Verneinung war denn auch bestechend einfach: "Ihr seid kein revolutionäres Land, also seid Ihr nicht frei, also seid Ihr ein armes Land".
Was hier seinen prägnantesten Ausdruck fand, konnte man in Variationen oft hören. Politisch nicht besonders interessierte und bescheiden informierte Menschen vermochten das, was die Revolution ihnen brachte jenseits von plakativer Phraseologie haargenau zu benennen. Ihr Selbstbewußtsein und ihr berechtigter Stolz nährt sich nicht aus vager Ideologie, sondern aus konkreter Erfahrung und – darauf aufbauend – begründeter Erwartung. Für den rund 50jährigen Zuckerrohrschneider ist es die Tatsache, daß er seit der Revolution weniger arbeiten muß, vor allem nicht mehr nachts das tagsüber geschnittene Rohr aufzuladen braucht: "Das machen jetzt die Traktoren". Für einen anderen, der vor der Revolution nur während der Ernte (also rund 3 Monate im Jahr) Arbeit fand, ist es die Revolution, die ihm das ganze Jahr Arbeit verschafft hat.
Auf die Beurteilung des Umfangs von Schaufenster-Auslagen getrimmte Journalisten oder schriftgelehrte Sozialisten und Kommunisten mögen da aus unterschiedlichen Motiven vom "Scheitern des Sozialismus" reden, vom totalen Warenhimmel oder der Abschaffung des Geldes träumen – für den Kubaner zählen offensichtlich elementarere und greifbarere Resultate der Revolution, an denen er sich orientiert und mit denen er sich identifiziert.

"Hoy mas che nunca" (Heute mehr als jemals)

Verglichen mit osteuropäischen Ländern überraschen Quantität und Qualität der offiziellen Propaganda in Kuba. In den Städten sieht man nur vereinzelte Parolen, entlang der Landstraßen und auf den Dörfern etwas mehr. Das hängt wohl zusammen mit dem Stadt-Land-Gefälle, das es nach wie vor gibt und auf das u.a. mit einem Plus an Propaganda reagiert wird. Allerdings unterscheidet sich diese Propaganda von den Allerwelts-Sozialismus-Parolen an jedem dritten Scheunentor in der DDR ganz entschieden.
Angesetzt wird auch in diesem Bereich zunächst bei der unmittelbaren Erfahrung am Arbeitsplatz und nicht im Dunst der Ideologie. "Spare Rohstoffe, denn sie kosten Devisen". "Mache auch Du Deinen Hauptschulabschluß". "Die Ausbildung ist die Basis der Revolution'. – Auf der ganzen Reise sahen wir gerade ein einziges Plakat, das – Castro mit Breschnew im Arm – die "sozialistische Brüderlichkeit" und den "Sozialismus" beschwört.
Ein wichtiger Ansatzpunkt für die Propaganda ist ferner die eigene Geschichte, die Geschichte der kubanischen Befreiungsbewegung seit der zweiten Häfte des 19. Jahrhunderts. "Machen wir es wie beim Sturm auf die Moncada-Kaserne". "Machen wir es wie in der Sierra". Die Identifikation mit der eigenen Geschichte, für die übrigens in personalisierter Form durchwegs Che Guevara und fast nie Castro erscheint, ist ungebrochen und wird auch gesprächsweise angeführt, ohne daß man den Eindruck gewinnt, hier diene die Vergangenheit lediglich zur Übertünchung der Schwierigkeiten in der Gegenwart. Mit anderen Worten: Geschichte als verpflichtendes Vorbild und Aufgabe für die Zukunft.
Die Geschichte verdeutlicht, was aus eigener Kraft realisiert wurde. Sich daran zu orientieren, ist nicht Bestandteil eines revolutionären Katechismus, sondern gründet für viele in ihrer eigenen Erfahrung, in deren Perspektive die Zeit vor 1959 ganz unpathetisch als Vorgeschichte erscheint.

"Schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten – für gute Nachrichten: nicht-zuständig"

Nach ungefähr diesem Motto verfährt die westliche Presse, wenn es um die Berichterstattung aus der Dritten Welt, zumal aus deren sozialistischen Teilen geht. Durch die Ausreisewilligen geriet Kuba in letzter Zeit wieder einmal zum idealen Objekt solcher Schreibe. – Beim aktuellen Konflikt sind drei Momente zu unterscheiden.
1. Die Vorgeschichte der Auseinandersetzungen über die Reisemöglichkeiten begann vor etwa zwei Jahren mit einer Amnestie. Ein Teil der amnestierten politischen und nicht-politischen Gefangenen durfte ausreisen. Danach lockerte Castro die Einreisebestimmungen für die Exilkubaner. Schließlich wurde allen Kubanern, die direkte Verwandte im Ausland hatten, die Ausreise erlaubt, also eine Art Familienzusammenführung. Spätestens von diesem Punkt an riß die Diskussion über die Reisemöglichkeiten nicht mehr ab. Wie wäre auch die Einschränkung der Bewegungsfreiheit noch zu legitimieren gewesen, wenn sie für Teile der Bevölkerung im Handstreich aufgehoben wurde, und wenn Castro immer wieder bei jeder Gelegenheit sagte: "Wir waren immer der Meinung, sind es und werden es bleiben: die Mitarbeit beim Aufbau des Sozialismus ist freiwillig." – Was zunächst als Mittel zum Druckablassen im Innern und zur außenpolitischen Image-Pflege gedacht war (Familienzusammenführung und Einreisebewilligung für die Exilkubaner), geriet schnell zu einem Herd für neue Konflikte und Spannungen unter der Bevölkerung.
Zu den wirtschaftlichen Schwierigkeiten gehört auch eine versteckte Arbeitslosigkeit (Doppelbesetzung von Stellen, unsinnige Kontrollfunktionen etc.), die man von staatlicher Seite wohl gerne durch kontingentierte Ausreisebewilligungen bewältigt hätte. "Que se vayan!" – "Sie sollen doch abhauen!", war die ausgegebene Hauptlosung der Kampagne in den letzten Wochen. Wer aber garantierte, daß die "Richtigen", d.h. Pseudo-Arbeitslose gingen und nicht etwa die unter großen Anstrengungen gut ausgebildeten Fachleute? Die moralische Diskreditierung aller Fluchtwilligen sollte den Prozeß steuern. So zynisch die Kalkulation ist, sie konnte an einer realen Basis ansetzen: am Stolz der überwältigenden Mehrheit der Kubaner auf das Erreichte (siehe dazu auch Punkt 3).
2. Unmittelbarer Anlaß des aktuellen Konflikts war die Botschaftsbesetzung, bei der ein Wachsoldat ermordet wurde. Castro zog daraufhin die Botschaftsbewachung ab, was als Drohung mit dem Volkszorn gemeint war. Der Schuß ging gründlich daneben, denn auf dem exterritorialen Gebiet der Botschaft sammelten sich nun die Unzufriedenen zu Tausenden. Ihre soziale Herkunft und Stellung ist weitgehend unklar. Die im politischen Sinne Oppositionellen machen wohl den geringsten Teil aus. In ihrer Mehrheit soll es sich um junge Leute mit nicht allzu guter Ausbildung handeln; ihre Motive sind unklar und gehen in vielen Fällen wohl nicht über vage Ideen von der "großen Freiheit" hinaus. Die Reaktionen der USA auf die Fluchtwelle und die Funkstille in der Presse über die Frage, was denn nun wirklich für Leute ausreisten, deuten darauf hin, daß es sich zu einem guten Teil um Menschen handelt, die in Florida zu Sozialhilfeempfängern absteigen werden. Den dritten Teil unter den Ausreisenden machen wohl qualifizierte Spezialisten aus, die hoffen, im Ausland mehr zu verdienen.
3. Die Antworten der Regierung und des Volkes auf die Ausreisewelle sind doppelgesichtig. – Es begann sofort nach der Botschaftsbesetzung eine geradezu abenteuerliche Diffamierungskampagne, in der die rüdesten Vorurteile gegen "parasitos", "antisociales" und "homosexuales" mobilisiert wurden. Die Ratten- und Schmeißfliegen-Metaphorik beherrschte das Feld. Ganz offensichtlich sollten mit der Diffamierungskampagne gegen eine aufs Ganze gesehen doch sehr kleine Minderheit – mehr als 25.000 bis 35.000 werden es kaum sein – die Spannungen in der Bevölkerung wegen

der schwierigen Wirtschaftslage zugekleistert und gekittet werden. Von der Seite her gesehen, handelt es sich also um eine durchweg demagogische Inszenierung, deren sprachliche Ausdrucksformen einem den kalten Schrekken einjagen.
Das andere Gesicht der Gegenbewegung ist ihr spontaner Charakter, der ehrlich gemeinte, heilige Zorn einer großen Anzahl von Kubanern gegen die Abtrünnigen. Die Parolen der Demonstranten waren von oben vorgegeben, und der Kern der Demonstranten waren parteigelenkte Leute, aber diese blieben nicht unter sich – was jeder sehen konnte, außer natürlich die Korrespondenten unserer Zeitungen, die ihre Berichte an den Stränden Mexikos schrieben: da marschierten ein paar Dutzend Jugendliche singend und skandierend durch einen Stadtteil. Nach einer Viertelstunde hatte sich der Zug auf 200 - 400 Menschen, die zufällig dazukamen und kräftig mitmischten, vergrößert. Nach einer weiteren Viertelstunde löste sich die Demonstration in Diskussionsgruppen auf. Ging man weiter durch die Stadt, sah man bald spontan ablaufende Protestmärsche anderer Gruppen, zu denen andere Menschen stießen. Das ganze dauerte tagelang und immer bis in die Nacht hinein.

In Gesprächen am Rande wurde deutlich: die große Masse der Kubaner hält die Flucht für illegitim und verräterisch. Der Stolz auf das Erreichte entlädt sich als Zorn und Wut gegen jene, die diese Fortschritte nicht anerkennen können oder wollen. – Natürlich gab es auch zentral organisierte Groß-Demonstrationen unter professioneller Leitung. Aber auch zu diesen Veranstaltungen brauchte man die Teilnehmer weder aufzubieten noch zu zwingen. Die Identifikation mit dem System und mit der Regierung, letztlich mit "ihrem" Kuba, läßt sich vielleicht auch daran ermessen, daß das Leben in den heißen Tagen, in denen sich die Zahl der Fluchtwilligen ständig erhöhte, trotz all dem inszenierten und spontanen unglaublichen Trubel ruhig weiterging. Keine zusätzlichen Polizisten (von denen es ohnehin wenige gibt), keine zusätzlichen Sicherheitsvorkehrungen. Castro hatte sich zwar verrechnet, als er die Botschafts-Bewachung abzog, aber zu einer panikartigen Massenflucht oder einer gewalttätigen Wende gegen die Regierung (wie sie in den ersten Tagen in der westlichen Presse herbeigeschrieben werden sollte) kam es nicht. Und das liegt nicht an Polizei und Armee, die kaum in Erscheinung traten, sondern an der Bevölkerung selbst, die weiß, woran sie ist. **LUDI LODOVICO**

Freiheit der Theaterarbeit

Über die Grundlagen der Theaterarbeit, nämlich die Freiheit von Repression, Reglementierung und Zensur, uneingeschränkter Spielraum für den schöpferischen Widerspruch der Kunst zur Wirklichkeit, sind nur noch zynische oder resignierte Äußerungen zu hören, wenn nicht überhaupt dazu geschwiegen wird, denn der Zeitgeist hat bereits laut und vernehmlich darauf gepfiffen. Die Staatsraison hat sich gegen die garantierte Kunstfreiheit entschieden. In den öffentlichen Theatern hat die Ausgewogenheit politischer Positionen nicht nur im Spielraum, sondern auch innerhalb eines Werkes als Richtschnur im Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit zu gelten. Vorsicht, die Mutter der Porzellankiste, hat noch andere Kinder, auch Intendanten, Dramaturgen, Regisseure gehören dazu. Dramatische Sujets, in denen widersprochen wird, die Angriffe auf die Verhältnisse enthalten (oder Anspielungen auf diese), sind unbeliebt geworden, in Mode ist die Geißelung des Individuums, ob seiner schicksalhaften Verhaftung im Unzulänglichen. Die privatwirtschaftlichen und öffentlichen Produktionsbedingungen für Theater sind auf das Ausstellen und Dekorieren von Kultur eingerichtet, nicht darauf, Anstöße zu verursachen, Auseinandersetzungen mit der Realität hervorzurufen.

Es hat genug Versuche gegeben, das zu ändern, Schritt zu halten als Theater mit der Entwicklung des Publikums, die Produktionsbedingungen zu verändern. Der höfische Grundcharakter unserer Bühnen hat sich offenbar als stärker erwiesen. Die Versucher wurden zermürbt. Die Parole vom "Alles verändern ..." im musischen Überbau, die Forderung nach Mitbestimmung im Theater wurde Stück für Stück auf die Straße hinaus gedrängt. Böcke wurden von den Schafen getrennt, Genies ins Töpfchen, Störer ins Kröpfchen. Die Provokationen haben nur noch ihr eigenes Echo. Beim Experiment hat man das Ritual erhalten und auf das Risiko verzichtet.
Während umgebaut wird in den Theatern, als suche man den Grund für Stagnation und Verödung jetzt im Parkett und in den Gemäuern, hat die große Sucht beim Publikum und bei den Theatermachern nach lebendigem Theater, nach Spielräumen, in denen ohne Vorschrift phantasiert werden kann, nicht nachgelassen. Außerhaklb der Theaterapparate entsteht auf vielerlei Wegen und in abenteuerlichen Formen Ersatz. Asketen, Spinner, Eintagsfliegen, Dauerbrenner, die Theaterkunst blüht überall dort, wo sie als Kultur und Kunst nicht finanziert und gefördert wird: Auf dem sozialen und dem pädagogischen Feld, als gewerkschaftliches und als kirchliches Bildungsangebot, als Teil der Schul- und Freizeitpädagogik, als Betreuung von Senioren, als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, als Theater von Azubis und Studenten, gemacht von Frauengruppen, von Selbsterfahrern, von Minderheiten, die sich artikulieren mit Stükken über ihre Szene, gemacht von Berufskünstlern, die aus dem Regietheater flüchteten, für die Dario Fo und Franka Rame, das Teatre de soleil, das living theatre, das bread and puppet theatre Vorbild gewesen sind, als Kabarett, Brettl, Minishop, Happening, Theater auf der Straße, Lehrstück, Aufklärung, Nonsensunterhaltung, im Kollektiv und individualistisch. Was für Feuilletonisten und standesbewußte Theaterleute immer noch die Subkultur ist, macht zur Zeit unseren kulturellen Reichtum aus. Theatergruppen, freie Professionelle, Amateure, Laienspieler in Scharen oder als Truppe sprießen in allen Regionen der Republik.

Da sie alle samt und sonder in der Fehde liegen mit den Pfeffersäcken von der Hochkultur, ihr künstlerischer Ehrgeiz meistens dort endet, wo er seinen praktischen Zweck erreicht hat, da es gute Sitte ist "jeder macht seins und mit Hand ...", da Autoren hier nichts verdienen können, weil man Tantiemen sparen will, weil man sie garnicht braucht, da alle immer aus den unterschiedlichsten Gründen um ihre Existenz besorgt sein müssen, da Herstellungs- und Darstellungstechniken, der Umgang mit Stoffen, Fabeln, die Kniffe und Tricks der Dramaturgie und Regie im Lateinisch der Genies verschlüsselt sind, Logengeheimnis der Arrivierten, aus allen diesen Gründen und noch einigen mehr, sieht es in dieser Landschaft sehr unterschiedlich aus, mal wild, mal fade, gibt es Ausbrüche und Durststrecken, findet man eine Kultur, die keine Gärtner hat. Nur da, wo die Konturen besonders klar sind, wo Form und Inhalt stimmen, wo es frech und offen, schön großzügig und komisch zugeht, sind Gärtner unbestellt zur Stelle. Rote Grütze als Aufklärung, Grips als Schulausflug, da kommt der Sensemann, denn das ist Unkraut auf den öffentlichen Grünanlagen. Auch Schmetterlinge will man nicht mehr haben, wenn sie auf einem gewerkschaftlichen ersten Mai im Saal auffordern zu einer Kundgebung unter freiem Himmel. Die Freiheit der Theaterarbeit ist auch hier bedroht. Weniger durch Resignation und Selbstzensur, wie in den großen Häusern, aber auch durch Zensur und Repression, durch Spiel- und Saalverbote, durch Tendenzbehauptungen, mit denen verleumdet wird, durch Androhung von Berufsverbot, Entlassung aus dem Job, der Lehrstelle. Und sie wird durch eine Hamsterhaltung behindert, mit der gefundene Wahrheiten und Formen für das Spiel vor der großen bösen Welt und vor dem Widerspruch in Schutz genommen werden. Mehr Luxus beim Umgang mit den Stoffen, mehr Großzügigkeit beim Bemessen der Horizonte könntebn bei dieser nützlichen Entfaltung von Kultur zur Beschleunigung des Fortschritts beitragen.

Aber woher nehmen, wenn nicht stehlen? Durch Tauschen kann man was bekommen. Als eine Art Tauschzentrale hat sich mittlerweile die "Initiative für die Freiheit der Theaterarbeit" herausgebildet, denn, was die einen vielleicht zuviel haben, das haben die anderen evtl. zu wenig.

Der Reichtum, den die einen schon garnicht mehr schätzen, weil sie ihn haben, ist bei anderen gefragt. In der IFTA gelang es bisher, die regionale, die betriebsinterne, die gruppengeschlossene Verbissenheit aufzuheben,

mit der die jeweils eigenen Probleme als einmalig betrachtet wurden. Auf diesen Foren, diesen Tauschkontakten der IFTA, stellen sich Gegensätze und Ähnlichkeiten in anderen oder neuen Zusammenhängen heraus. Getroffen hatte man sich ursprünglich, um die Isolierung der Theatermacher aufzuheben, um aus den beschränkten Möglichkeiten im eigenen Ensemble, der eigenen Gruppe herauszukommen, wenn man sich wehren wollte gegen das Klima von Zensur und Repression. Die IFTA hat im Laufe der drei Jahre ihres Bestehens Öffentlichkeit hergestellt, hat Solidarität geübt und sie hat mit der Diskussion begonnen unter den Theatermachern über die Qualität und über die Mängel bei der Theaterarbeit, über Kriterien für politisches Theater in der Bundesrepublik.
Aktuell in diesem Wahljahr 1980 ist für die Mitglieder der IFTA eine stärkere, auch regionale Organisierung, sind theatralische Unternehmungen vieler Theatermacher zur Verhinderung Münchner Zustände in der ganzen Bundesrepublik, sind die Schwierigkeiten der Freien Theatergruppen mit Gruppenstrukturen, Ansprüchen und Leistungsfähigkeit und ist die ohne Beerdigung begrabene Mitbestimmung an den öffentlichen Theatern.

PETER MÖBIUS

Initiative für die Freiheit der Theaterarbeit + Regional-Kontaktadressen + Vermittlungsbüro für freie Gruppen +

In diesem Jahr nimmt ein bundesweites Informations- und Vermittlungsbüro für freie Gruppen und Amateurtheater seine Arbeit auf. Claudia Roth (vormals beim Hoffmann Comic Theater) wird dieses Büro betreiben und hat bereits mit über 200 Gruppen Kontakt aufgenommen und siehr ihre Aufgabe darin, sich in kulturpolitisch sinnvoller Weise, also nicht unter Kommerz-Aspekten, um die Vermittlung ihrer Produktionen zu kümmern und Austausch- und Kooperationsmöglichkeiten zu schaffen. Vorläufige Adresse: Claudia Roth, Westring 8, 475 Unna, Tel. 02303/16382
Die IFTA ist in den Regionen über folgende Kontaktadressen zu erreichen:
München: Mathias Eysen, Bürgstr. 8, München 2, Tel. 089/298077 ● Schwaben: Friedemann Ott, Maybachstr. 11, 7302 Ostfildern, Tel. 07711/342969 ● Rhein-Main-Gebiet: Andreas Schröder, Gutkowstr. 20, 6000 Frankfurt 70, Tel. 0611/614064 ● Ruhrgebiet: Sylvia Stützmann, Siepmannstr. 15, 4200 Oberhausen, Tel.: 0208/225788 ● Niedersachsen: Theaterwerkstatt Hannover, Listermeile 4, 3000 Hannover 1, Tel.: 0511/324104 ● Hamburg: Theater zwischen Tür und Angel, Astrid Eggers, Rosenhofstr. 11, 2000 Hamburg 6, Tel.: 040/345105 ● Berlin: Gruppe "Roter Pfeffer", Wolfgang Mentzel, Innstr. 19, 1000 Berlin 44, Tel.: 030/5819190.

SoGePo
Für kampfstarke Gewerkschaften, für klassenbewußte und demokratische Gewerkschaftspolitik

SoGePo
ist überparteilich und steht allen Gewerkschaften offen, ein Forum der Diskussion von Kolleginnen und Kollegen für Kolleginnen und Kollegen

Aus Heft 2
*Gewerkschafter diskutieren über Strauß und die Bundestagswahlen
*Überblick über die Tarifrunde in IGM, ÖTV, DruPa und HBV
*Interview mit einem Westberliner Druckerkollegen über die Rationalisierungen in der Druckindustrie
*Bilanz der Beschlüsse der letzten IGM-Gewerkschaftstage
*Und wie immer: Buchtips, Filmtips, Rechtstips und vieles andere

SoGePo
erscheint vierteljährlich im ISP-Verlag, Speicherstr. 5, 6 Frankfurt/M 1.
Preis: 3 DM, Konto: P. Bartelheimer, Postscheckamt Frankfurt, 349445-603

Halbmond überm Wunderland

Im städtischen Jugendhaus gibt's Stunk. Schlägereien mit ausländischen Jugendlichen scheinen sich zur Tagesordnung zu entwickeln, wobei so manches Mobiliar in die Brüche geht. Die Konflikte weiten sich durch Zeitungsmeldungen zu Stadtgesprächen aus. Der Sozialarbeiter scheint überfordert zu sein. Er sieht bei der Integration von türkischen Jugendlichen nur wenig pädagogische Möglichkeiten.
Die Gemeinderäte sehen diese Probleme natürlich anders und hoffen, daß ein Personalwechsel in der Jugendhausleitung ruhigere Zeiten herbeizuführen vermag.
Ob aber dadurch den beiden Türken Ismail und Murat (von denen der eine noch neu in der Bundesrepublik ist) geholfen wird? Auch eine Ausweisung schwebt wie ein Damokles-Schwert über ihnen. Zurück in die Türkei möchte keiner; sie bezweifeln, daß sich durch eine Rückkehr in ihr Heimatland, das ihnen inzwischen fremd geworden ist, ihre Lage verbessern würde.
Babs und Spidi versuchen sich aufgrund den von seiten der Gemeinde drohenden Maßnahmen mit den Türken zu arrangieren, ja sogar etwas gemeinsam mit ihnen fürs Jugendzentrum zu unternehmen. Auch Tommy, der zwar ein wenig eifersüchtig auf Ismail ist, aber sich als fortschrittlich und tolerant einschätzt, beteiligt sich an den Vorbereitungen zu einem geplanten "Tag der offenen Tür". Er holt noch andere türkische Jugendliche hinzu und plötzlich werden die angelaufenen Vorbereitungen mit einer überraschenden Situation konfrontiert...
Kosten: DM 700,-- plus Fahrtkosten. Wir benötigen eine Spielfläche von 7 x 5 m – eine transportable Bühne kann von uns mitgebracht werden.
Anfragen bitte an: **HAMMERSCHLAG-Theater, c/o Herbert Federsel, Rathausstr.30, 7062 Rudersberg, Tel. 07183/2169**

IMPRESSUM

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstraße 33, 6050 Offenbach 4, Telefon 0611/82006 ● Redaktion "links" (ISSN 0024-404 X) zur Zeit: Heide-Erd-Küchler, Helmut Burgwinkel (im Sinne des Pressegesetzes verantwortlich für diese Ausgabe), Dan Diner, Robert Detobel, Detlev Claussen ● Verleger, Vertrieb und Anzeigen: Verlag 2000 Postfach 591, Ludwigstraße 33, 6050 Offenbach 4, Telefon 0611/82006. Verlagssekretär: Klaus Vack ● Erscheinungsweise monatlich. Bezugspreis: Einzelexemplar DM 5,--, Jahresabonnement DM 22,-- zuzüglich DM 6,-- Versandkosten, einzuzahlen an Verlag 2000 GmbH, 6050 Offenbach 4, Postscheckkonto PSA Frankfurt Nr. 61041-604 oder Girokonto Bank für Gemeinschaft Offenbach Nr. 17412695 ● Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Mit Namen gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für überschriften und Zwischentitel ist die Redaktion verantwortlich. Für Beiträge in "links" wird kein Honorar bezahlt ● Druck: hbo-druck Einhausen ● Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen bei: Prospektkarte "links" + "express"; Prospektkarte "Jetzt abonnieren!"; "links"-Extrablatt "Großer Ratschlag"; Spendenaufruf des Sozialistischen Büros zur Finanzierung des "Großen Ratschlag", Bestellschein. Programmheft "Großer Ratschlag".

WECHSEL WIRKUNG

Zeitschrift

für

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT GESELLSCHAFT

WECHSELWIRKUNG berichtet über politische Aktivitäten im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, Gewerkschaftsarbeit und soziale Konflikte.
WECHSELWIRKUNG analysiert die soziale, politische und ökonomische Funktion von Wissenschaft und Technik und zeigt deren Perspektiven und Alternativen auf.
WECHSELWIRKUNG ist ein Diskussionsforum für Naturwissenschaftler, Ingenieure und Techniker.
WECHSELWIRKUNG erscheint vierteljährlich.

Schwerpunkt: Naturwissenschaft in der Schule * Der heimliche Hang zur Prostitution * Arbeiterkinder im naturwissenschaftlichen Unterricht * Industrie-Unterrichtshilfen * naturwissenschaftliche Schulbücher * Lehrerausbildung * Schulversuch in Garbsen
Weitere Themen:
Medizin-Technik * Das System der Gewalt – Ingenieure und Technik * Die Mathematisierung des Todes * Ökologisches Gleichgewicht und Entwicklung

Bestellungen an WECHSELWIRKUNG
Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61
DM 5.– Einzelheft
DM 20.– Abonnement für 4 Hefte (incl. Versandkosten).
erscheint vierteljährlich

Kongreß "Großer Ratschlag"

Frankfurt/M 27. - 29. Juni 1980

Freitag, 27. Juni 1980

20.00 Uhr Rebstockgelände (Großzelt)
Eröffnungsveranstaltung: Ein neuer Sozialismus?

Samstag, 28. Juni 1980

10 - 18.00 Uhr
Diskussion in Arbeitsgruppen
1 Von denen, die auszogen, den Menschen zu helfen
2 Arbeiterbewegung und Ökologie
3 Von den Sinnen und „dem Sinn"

16 - 18.00 Uhr
Forumsveranstaltungen
1 Intern. Konkurrenz und Kriegsgefahr
2 Sozialistische Politik in der autoritären Demokratie

19.00 Uhr Politisch-kulturelle Veranstaltung, Rebstockgelände
„Kämpfen für ein besseres Leben — Manifest gegen den Krieg"

Sonntag, 29. Juni 1980

10.00 Uhr, Rebstockgelände
Abschlußveranstaltung: Sozialistische Politik und internationale Krise

Soziale Protestbewegung und sozialistische Politik